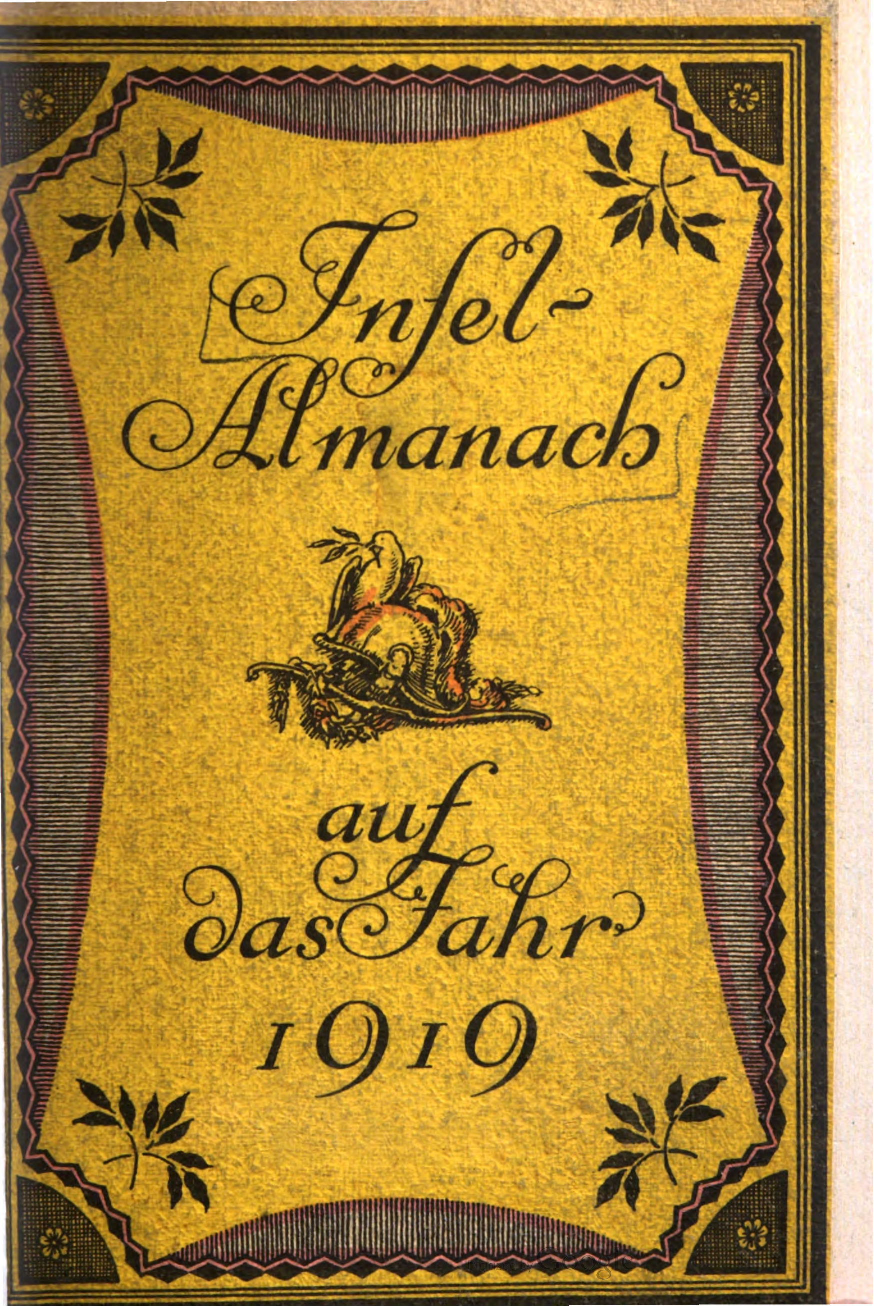


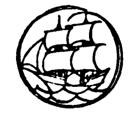



Insel-
Almanach
auf
das Jahr
1919

INSEL ALMANACH

AUF DAS JAHR

1919



IM INSEL-VERLAG
ZU LEIPZIG



KALENDARIUM
FÜR DAS JAHR
1919

Komm! wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz;
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

GOETHE
AUS „DES EPIMENIDES ERWACHEN"

	Januar		Februar		März
1	Neujahr	1	Sonnabend	1	Sonnabend
2	Donnerstag ●	2	4. S. n. Epiph.	2	Estomihi ●
3	Freitag	3	Montag	3	Montag
4	Sonnabend	4	Dienstag	4	Dienstag
5	Sonnt. n. Neuj.	5	Mittwoch	5	Mittwoch
6	Montag	6	Donnerstag	6	Donnerstag
7	Dienstag	7	Freitag ☽	7	Freitag
8	Mittwoch	8	Sonnabend	8	Sonnabend
9	Donnerstag ☽	9	5. S. n. Epiph.	9	Invokavit ☽
10	Freitag	10	Montag	10	Montag
11	Sonnabend	11	Dienstag	11	Dienstag
12	1. S. n. Epiph.	12	Mittwoch	12	Mittwoch
13	Montag	13	Donnerstag	13	Donnerstag
14	Dienstag	14	Freitag	14	Freitag
15	Mittwoch	15	Sonnabend ○	15	Sonnabend
16	Donnerstag ○	16	Septuagesima	16	Reminiszere ○
17	Freitag	17	Montag	17	Montag
18	Sonnabend	18	Dienstag	18	Dienstag
19	2. S. n. Epiph.	19	Mittwoch	19	Mittwoch
20	Montag	20	Donnerstag	20	Donnerstag
21	Dienstag	21	Freitag	21	Freitag
22	Mittwoch	22	Sonnabend	22	Sonnabend
23	Donnerstag	23	Sexagesima ☾	23	Okuli
24	Freitag ☾	24	Montag	24	Montag ☾
25	Sonnabend	25	Dienstag	25	Dienstag
26	3. S. n. Epiph.	26	Mittwoch	26	Mittwoch
27	Montag	27	Donnerstag	27	Donnerstag
28	Dienstag	28	Freitag	28	Freitag
29	Mittwoch			29	Sonnabend
30	Donnerstag			30	Lätare
31	Freitag ●			31	Montag ●

	April	Mai	Juni
1	Dienstag	Donnerstag	Exaudi
2	Mittwoch	Freitag	Montag
3	Donnerstag	Sonnabend	Dienstag
4	Freitag	Miser. Dom.	Mittwoch
5	Sonnabend	Montag	Donnerstag ☽
6	Judika	Dienstag	Freitag
7	Montag ☽	Mittwoch ☽	Sonnabend
8	Dienstag	Donnerstag	Pfingsten
9	Mittwoch	Freitag	Pfingstmontag
10	Donnerstag	Sonnabend	Dienstag
11	Freitag	Jubilate	Mittwoch
12	Sonnabend	Montag	Donnerstag
13	Palmarum	Dienstag	Freitag ○
14	Montag	Mittwoch	Sonnabend
15	Dienstag ○	Donnerstag ○	Trinitatis
16	Mittwoch	Freitag	Montag
17	Donnerstag	Sonnabend	Dienstag
18	Freitag	Kantate	Mittwoch
19	Sonnabend	Montag	Donnerstag
20	Ostern	Dienstag	Freitag
21	Ostermontag	Mittwoch	Sonnabend ☾
22	Dienstag	Donnerstag ☾	1. S. n. Trin.
23	Mittwoch ☾	Freitag	Montag
24	Donnerstag	Sonnabend	Dienstag
25	Freitag	Rogate	Mittwoch
26	Sonnabend	Montag	Donnerstag
27	Quasimodogen.	Dienstag	Freitag ●
28	Montag	Mittwoch	Sonnabend
29	Dienstag	Donnerstag ●	2. S. n. Trin.
30	Mittwoch ●	Freitag	Montag
31		Sonnabend	

	Juli	August	September
1	Dienstag	Freitag	Montag
2	Mittwoch	Sonnabend	Dienstag ☽
3	Donnerstag	7. S. n. Trin. ☽	Mittwoch
4	Freitag	Montag	Donnerstag
5	Sonnabend ☽	Dienstag	Freitag
6	3. S. n. Trin.	Mittwoch	Sonnabend
7	Montag	Donnerstag	12. S. n. Trin.
8	Dienstag	Freitag	Montag
9	Mittwoch	Sonnabend	Dienstag
10	Donnerstag	8. S. n. Trin.	Mittwoch ☺
11	Freitag	Montag ☺	Donnerstag
12	Sonnabend	Dienstag	Freitag
13	4. S. n. Trin. ☺	Mittwoch	Sonnabend
14	Montag	Donnerstag	13. S. n. Trin.
15	Dienstag	Freitag	Montag
16	Mittwoch	Sonnabend	Dienstag ☾
17	Donnerstag	9. S. n. Trin.	Mittwoch
18	Freitag	Montag ☾	Donnerstag
19	Sonnabend	Dienstag	Freitag
20	5. S. n. Trin. ☾	Mittwoch	Sonnabend
21	Montag	Donnerstag	14. S. n. Trin.
22	Dienstag	Freitag	Montag
23	Mittwoch	Sonnabend	Dienstag
24	Donnerstag	10. S. n. Trin.	Mittwoch ●
25	Freitag	Montag ●	Donnerstag
26	Sonnabend	Dienstag	Freitag
27	6. S. n. Trin. ●	Mittwoch	Sonnabend
28	Montag	Donnerstag	15. S. n. Trin.
29	Dienstag	Freitag	Montag
30	Mittwoch	Sonnabend	Dienstag
31	Donnerstag	11. S. n. Trin.	

Oktober		November		Dezember	
1	Mittwoch	1	Sonnabend ☽	1	Montag
2	Donnerstag ☽	2	20. S. n. Trin.	2	Dienstag
3	Freitag	3	Montag	3	Mittwoch
4	Sonnabend	4	Dienstag	4	Donnerstag
5	16. S. n. Trin.	5	Mittwoch	5	Freitag
6	Montag	6	Donnerstag	6	Sonnabend
7	Dienstag	7	Freitag	7	2. Advent ○
8	Mittwoch	8	Sonnabend ○	8	Montag
9	Donnerstag ○	9	21. S. n. Trin.	9	Dienstag
10	Freitag	10	Montag	10	Mittwoch
11	Sonnabend	11	Dienstag	11	Donnerstag
12	17. S. n. Trin.	12	Mittwoch	12	Freitag
13	Montag	13	Donnerstag	13	Sonnabend
14	Dienstag	14	Freitag ☾	14	3. Advent ☾
15	Mittwoch	15	Sonnabend	15	Montag
16	Donnerstag ☾	16	22. S. n. Trin.	16	Dienstag
17	Freitag	17	Montag	17	Mittwoch
18	Sonnabend	18	Dienstag	18	Donnerstag
19	18. S. n. Trin.	19	Mittwoch	19	Freitag
20	Montag	20	Donnerstag	20	Sonnabend
21	Dienstag	21	Freitag	21	4. Advent
22	Mittwoch	22	Sonnabend ●	22	Montag ●
23	Donnerstag [illegible]	23	23. S. n. Trin.	23	Dienstag
24	Freitag	24	Montag	24	Mittwoch
25	Sonnabend	25	Dienstag	25	Heil. Christf.
26	19. S. n. Trin.	26	Mittwoch	26	2. Christtag
27	Montag	27	Donnerstag	27	Sonnabend
28	Dienstag	28	Freitag	28	S. n. Weihn.
29	Mittwoch	29	Sonnabend	29	Montag
30	Donnerstag	30	1. Advent ☽	30	Dienstag ☽
31	Freitag			31	Silvester

RUD. G. BINDING: NEUJAHRSSPRUCH

Vor jedem deiner Tritte
hebt sich Unendlichkeit:
So bist du ewig Mitte
im Ring von Raum und Zeit.

Drum wirke jeder drinnen,
soweit er hingestellt.
Den Ringen zu entrinnen
ist mehr, als Gott gefällt.

Und doch bist du ein Freier,
wenn du inmitten stehst.
Laß ziehn die Sehnsuchtsreiher
und freu dich, daß du stehst.

Willst du allein bemessen,
worin du eingeschränkt?
Was nimmer du besessen,
ist dir zugleich geschenkt.

Denn nur kraft deiner Ringe,
herrliches Menschentier,
kreisen die ewigen Dinge
unendlich über dir.

Und er konnte allda nicht eine einzige Tat tun; außer wenig Siechen legte er die Hände auf und heilte sie.

Markus 6. 5.

Auch Christus konnte nur heilen, wo der Gehorsam des Glaubens ihm entgegenkam. Man hat erfahren, daß nicht alle Menschen hypnotisierbar sind; und zwar sind es gerade die sogenannten Nervösen am wenigsten. Der Eigensinnige, Eigenwillige, der an sich selbst Gebundene und auf sich selbst Beschränkte kann keine von außen ihm zuströmende Kraft aufnehmen — Gehorsam und Glaube ist Empfänglichkeit für von unserer Willkür unabhängige Kraft und die Fähigkeit, ein Nicht-Ich auf sich wirken zu lassen. Caroline Schlegel sagte einmal zu ihrem Manne, im Homer solle der Ausspruch vorkommen: „Die Herzen der Guten sind heilbar", sie habe ihn im Homer nicht gefunden, wohl aber in ihrem eigenen Herzen. Die Herzen der Guten sind heilbar, weil sie sich selbst vergessen und Kraft von Gott, teils aus der Natur, teils durch andere Menschen, aufnehmen können. Darum ist die Erhaltung des Gehorsams bei Kindern und im Volke so überaus wichtig; denn er verbindet mit Gott, er schützt eine Absonderung und Auflösung des einzelnen wie des Volkes. Erhaltung des Gehorsams ist gleichbedeutend mit Erhaltung der Kraft; ein gehorsames Volk ist ein kraftvolles Volk. Nietzsche, der von den Deutschen wenig gelten ließ, rühmte, daß das deutsche Volk gehorchen könne, und zwar ohne daß der Gehorsam herabsetze. Denn nicht Knechtschaft, nicht Drill und Dressur können Kraft mitteilen und aufnehmen, sondern gläubige Empfänglichkeit, freiwillige Hingabe an den auf Gerechtigkeit und Liebe gegründeten Befehl.

Denn Ungehorsam ist eine Zaubereisünde. 1. Samuel 15. 23.

Wenn Gehorsam die wesentliche Tugend ist, die Gott vom Menschen verlangt, so ist Ungehorsam die wesentliche

Sünde, die er verdammt; denn so wie Gehorsam die Fähigkeit ist, göttliche Kraft aufzunehmen, so ist Ungehorsam Sichverschließen vor dem göttlichen Willen, um den eigenen Willen durchzusetzen. Jemanden bezaubern heißt jemanden seinem Willen, seiner Macht unterwerfen, sich jemandes bemächtigen, und zwar unmittelbar durch Einwirkung von Willen auf Willen. — Ich bezaubere jemanden nicht, wenn ich ihn einfange und in Ketten lege, sondern wenn ich ihn durch Wort und Blick oder nur durch den Gedanken an mich zu fesseln suche. Nun empfinden wir den Einzelwillen immer nur als solchen, wenn er dem göttlichen Willen entgegengesetzt ist: was wir schon haben oder was das Schicksal uns freiwillig gibt, brauchen wir nicht zu verlangen. Je entschiedener Gott verweigert, was der Einzelwille verlangt, desto lebhafter wird der Wille; von zaubern sprechen wir, wenn der Einzelwille sich bewußt im Gegensatz zum göttlichen Willen durchzusetzen bemüht ist. In der Liebe zaubert man, wenn man jemand durch Willenseinwirkung an sich zu fesseln sucht, der einen entweder nicht liebt, oder der durch andere Pflichten gebunden ist. Gottes ausdrücklichen Willen durch eigenen Willen abwenden und nach eigenem Willen lenken wollen, ist Zauberei und ist zugleich Ungehorsam, Eigensinn und Eigenwille, Vordrängen des eigenen Ich über die von Gott dem Einzel-Ich gesetzte Grenze. Man sagt Wetterhexe anstatt Hexe, weil das willkürliche Beeinflussenwollen des Wetters, eines Ausdrucks der göttlichen Naturgesetze, für das Wesen der Hexe charakteristisch ist. Möglich ist das Sichverschließen vor dem göttlichen Willen durch den eigenen Willen, sowie die Beeinflussung des göttlichen Willens durch den eigenen. Der Mensch kann zaubern; aber obwohl gegen den göttlichen Willen, kann er es doch nicht ohne ihn.

Denn du kommst nicht herein, ihr Land einzunehmen, um deiner Gerechtigkeit und deines aufrichtigen Herzens willen, sondern der Herr, dein Gott, vertreibt diese Heiden um ihres gottlosen Wesens willen. 5. Moses 9. 5

Kriege, sagt das Sprichwort, sind die Besen Gottes, womit er Land und Leute ausfegt. Kriege sind Stoffwechselbewegungen, durch welche das Erstorbene aus dem Wege geräumt wird, das dem Neuen, Lebendigen den Weg versperrt; es sind Scheiterhaufen, auf denen Leichen verbrannt werden. Die kanaanitischen Völkerschaften waren zivilisierter als das Volk Israel, ebenso wie das römische Reich viel zivilisierter war als die germanischen Völkerschaften, deren Ansturm es doch erlag; aber das Volk Israel und die Germanen waren derzeit jung, fähig, einem Ideal anzuhangen, darum entwicklungsfähig. Kriege sind das letzte, das gewaltsame Mittel, durch welches Gott das Tote, welches tot ist, weil es in seiner Eigenart bleiben und sich nicht mehr verwandeln will, zu sich zieht.

Das gottlose Wesen der Heiden, um dessentwillen Gott sie vernichtet, ist nicht etwa ein barbarisches oder unmoralisches Wesen, sondern geistloses, gegensatzloses, unproduktives. Sie hatten kein Ideal mehr, das sie im Gegensatz zu sich selbst und zu andern verwirklichen wollten. Sie waren alt, weil sie schon etwas waren und nichts mehr werden wollten, sie waren fertig. Das Volk Israel dagegen war jung, und Gott ging vor ihnen her in einer Wolke bei Tag und im Feuer bei Nacht. Aus ihrer Mitte gingen Helden hervor. Sterne der Menschheit, leuchtende Vorbilder. Bedenkt man, was für gewaltige Reiche es im Osten gegeben hat, so erstaunt man, wie sie spurlos verschwanden, und wie das kleine Volk Israel unsterblich lebendig ist durch das Wort, das in ihnen Fleisch ward.

Wenn ihr dann schreien werdet zu der Zeit über euren König, den ihr euch erwählt habt, so wird euch der Herr zu derselben Zeit nicht erhören. 1. Samuel 8. 18.

Welches ist die Ursache, daß, falls auch ein König untauglich oder schlecht ist, das Volk sich trotzdem unterordnen soll? Damit Unordnung, Umwälzung vermieden werde? Das kann unmöglich der letzte Grund sein, da es Gott auf Ruhe, Genuß, Ordnung um jeden Preis durchaus nicht ankommt.

Die Ursache, weshalb das freie Volk sich Könige wählte, waren beginnende Instinktlosigkeit und gleichzeitig zunehmender Eigensinn und Eigenwille, um einen gebräuchlichen Terminus anzuführen: Individualismus oder Negativismus. Da aber Gott auch diejenigen nicht verläßt, die sich von ihm abwenden, hat er ihnen einen Schutz mitgegeben: als ein Heilmittel der Natur liegt im Eigenwilligen selbst das Bedürfnis nach beherrschendem Zwange. An Kindern ist das leicht zu beobachten: das fromme Kind bedarf besonderer Strenge nicht und verhält sich eher ablehnend dagegen, es gehorcht ja freiwillig; je eigenwilliger dagegen ein Kind ist, desto wohler fühlt es sich in einer streng beherrschenden Hand. Wo der Eigensinn so weit geht, daß auch dieser Instinkt nicht mehr vorhanden ist, beginnt schon die Geisteskrankheit. Man kann sagen, daß das instinktlos und eigenwillig werdende Volk sich das Königtum wie eine Arznei verordnet; da sie Gottes Stimme nicht mehr vernehmen, nicht mehr auf den unsichtbaren Mittelpunkt des Ewigen bezogen sind, müssen sie einen festen Punkt in ihrer Mitte haben. Allerdings wird der Eigenwille mit der streng beherrschenden Hand zuweilen unzufrieden sein, mit mehr oder weniger Berechtigung; deshalb bedarf er ihrer aber nicht weniger, sondern eher mehr. Revolutionen werden tatsächlich durch die unerträglich aufgehäufte Ungerechtigkeit, die in der menschlichen Ordnung liegt, hervorgerufen;

aber es zeigt sich stets, daß der Sinn, der selbst diese menschliche Ordnung begründete, sich nicht geändert hat. Der Mangel an freiwilligem Gehorsam, die Unfähigkeit, eine Einheit zu bilden ohne eine Person, der von allen freiwilliger Gehorsam geleistet wird, macht die Rückkehr zu der eben gestürzten Regierung notwendig; sie wechselt vielleicht die Form, aber ihr Wesen bleibt: ein fester, äußerer Mittelpunkt zu sein, der die Macht hat, Gehorsam zu erzwingen.

Herrschsucht ist bedingt durch Ungehorsam und Eigensinn; Herrschsucht und Sklavensinn gehören zusammen wie göttlicher Befehl und freiwilliger Gehorsam. Die moderne sozialistische und anarchistische Richtung unterscheidet sich dadurch von den Revolutionen, die vor der großen französischen Revolution waren, daß sie nicht einen verhaßten Herrscher stürzen und einen andern, etwa aus ihrer Mitte, sich selbst, an die Spitze stellen will, sondern daß sie Befehl und Gehorsam überhaupt aus der Welt schaffen und etwas Unpersönliches zum Gott machen will, ein Widerspruch in sich, da Gott sich nur durch die Person offenbart.

Es ist die äußerste Stufe des Negativismus, das Sich-niemandem-unterordnen-Wollen oder Nur-sich-selbst-gehorchen-Wollen, das sich schließlich ad absurdum führt, da das Ich, welches nur herrschen und nicht gehorchen will, sich damit selbst abschafft.

ALFRED MOMBERT: DER HELD DER ERDE

Aus dem Himmel sank ein Schleier
über das Haus.
Hüllte Dach, Tor,
Fenster, Wände.
Seine Säume treiben auf Wogen der brandenden Meere,
seine nachtgoldenen Quasten

haften im Geklipp, sie werden benagt
von den Haien.
Schiffe segeln ihm entlang,
zu erforschen das Geheimnis:
keines durchbricht diese Mauer.

Ich sitze im Haus. Am Tisch vor strahlenden Leuchtern.
Nie vorher hab ich sie erblickt.
Ich habe sie nicht entzündet.
Sie sind Geschenke großer Mächte.

Ich höre draußen rufen:
„Es ist die Zeit, o Richter unserer Jahre,
auf den Höhen der Berge,
komm hervor zu den Lebendigen,
in den Duft unserer Linden,
dein harren ungetane Werke,
die Wahrheit will dein Wort,
die Schönheit dein Bild —“

— Gewaffnete harren mit gesattelten Rossen;
viel Volk, mit Trommeln und Trompeten —

Wie ist das weltenvoll: So hier zu sitzen!
Es lebend: wie ein Leuchter auslischt.
Derweil draußen Völker kämpfen in Sand-Wüsten,
und an Eis-Polen.
Die Sieger sind lange verstummt, deren Nachfahren tot.
Es wechselten die Geschlechter der Erde.
Ihre Heilande starben an den Kreuzen.
Die Liebe von Mann und Weib hat sich verändert:
umformten sich die Kristalle der Augen
und brechen anders das Licht.
Wohl ruhen noch Paare auf Wiesen im Frühling

unter babylonischen Weiden.
Aber die Wälder tragen anderes Laub,
unirdisch ist dieser Frühling,
wo sind die Drossel-Lieder,
wo sind die Veilchen, die lieblichen Primeln,
man sieht keine Lilien auf dem Felde,
wo sind die Tage am blendenden Ätna,
die Gluten ziehender Flamingos am Azur-Himmel,
die Mittag-Wolke über den Eis-Gipfeln von Zermatt.
In Schluchten lagern dunkel verpuppte Wesen,
die Tiere sind eins geworden mit den Pflanzen.

Ein zweiter Leuchter erlosch. —
Rufer, einst geeint mit meinem Namen,
fernten sich blind in hauchlose Räume.
Sais ist tot.
Jerusalem vergessen tot.
Der Knabe Hylas tot.
Sternbild Perseus zersunken tot.

Wieder ein Leuchter erloschen. —
Ums Haus sind die Anstürme ätherischer Meere,
Feuerflammen rauchender Länder,
ewiger Gewässer Überwogung.
Drin treibt ein Nachen, drin sitzt eine Sängerin.
Gestütztes Haupt; sie träumt von Aeon,
und singt meine Sage.
Da tropft Gold aus den Augen lauschender Dämonen
auf den Schleier über mir. —

*

Unbewegt horcht Stille.

*

Bis nach Erlöschung aller Leuchter
— nach Umdrehung finsterer Ewigkeiten —
wieder einmal einer sich entzündet.
Ein Morgen dämmert auf. Ein Traum hebt an.
Da singt ein Harfner,
ein Windhauch streift lebendig mein Gewand.
Neben mir öffnet purpurne Glocken
eine gigantische Blume.
Und junge Geist-Macht bebrandet die Gestade
meines erglühenden Lebens.

Auf einem Viergespann fährt ein junges Weib
nackt vorüber, und blickt durch die Scheiben.

Denn der Schleier ist verschwunden.
Die schöne Mutter in Sirius-Himmeln
blickt lächelnd nach dem Helden.
Sieht sein helles Haus:
Davor hat der Welt-Geist drei Tannen gepflanzt.
Sieht ihn sitzen vor den verblaßten Leuchtern:
jung und sanft und zeugerisch.
Sie sieht eine Sonne sich schmiegen an sein Knie,
und Quellen entspringen zu seinen Füßen.

O Herz in ätherischer Blüte!
Um sein Auge versammelten sich die Geister,
sich drin zu schauen.

ZWEI BRIEFE VON J. G. FICHTE

An Johanna Fichte, geb. Rahn

... Ich habe große, glühende Projekte, nicht für mich. Meinen Ehrgeiz (Stolz wäre richtiger) wirst Du begreifen.

— Mein Stolz ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Taten zu bezahlen, an meine Existenz in die Ewigkeit hinaus für die Menschheit und die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen; ob ichs tat, braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht. Was ich in der bürgerlichen Welt sein werde, weiß ich nicht. Werde ich statt des unmittelbaren Tuns zum Reden verurteilt, so ist meine Neigung Deinem Wunsche zuvorgekommen, daß es lieber auf einer Kanzel als auf einem Katheder sei. An Aussichten dazu fehlt es mir vor der Hand nicht. Sogar von Sachsen aus tut man mir die vorteilhaftesten Anerbietungen. Nach Hamburg und Lübeck werde ich gehen. In Danzig läßt man mich sehr ungern weg. Alles das für die Zukunft! Ob ich eitel bin, entscheide das, daß ich seit einem halben Jahre manche Anerbietung, die den Eitlen sehr reizen würde, abweise. Ich will für jetzt nichts sein als Fichte, auch nicht Magister bin ich.

Ich werde vielleicht nach einigen Jahren ein Amt wünschen. Ich hoffe, es wird mir nicht entgehen. Bis dahin kann ich durch meine Feder haben, was ich haben muß. Wenigstens hat es mir bis jetzt bei meinen vielen Reisen und Aufopferungen für andere nicht gefehlt...

An Kant   Zürich, den 20. September 1793

...Ich erwarte die gleiche Freude von der Erscheinung Ihrer „Metaphysik der Sitten", mit welcher ich Ihre „Religion innerhalb der Grenzen usw." gelesen habe. Mein Plan in Absicht des Naturrechts, des Staatsrechts, der Staatsweisheitslehre geht ins Weitere, und ich kann leicht ein halbes Leben zur Ausführung desselben bedürfen. Ich habe also immer die frohe Aussicht, Ihr Werk für dieselbe zu benutzen. Sollten bis dahin meine Ideen sich formen und ich auf unerwartete Schwierigkeiten stoßen, wollen Sie dann wohl erlauben, daß ich mir Ihren gütigen Rat erbitte? Vielleicht

lege ich dann anonym in verschiedenen Einkleidungen meine der Entwicklung entgegenstrebenden Ideen dem Publikum zur Beurteilung vor. Ich gestehe, daß schon etwas dieser Art von mir im Publikum ist[1], wovon ich aber vor der Hand nicht wünschte, daß man es für meine Arbeit hielte, weil ich viele Ungerechtigkeiten mit vieler Freimütigkeit und Eifer gerügt habe, ohne vor der Hand, weil ich noch nicht so weit bin, Mittel vorgeschlagen zu haben, wie ihnen ohne Unordnung abzuhelfen sei. Ein enthusiastisches Lob, aber noch keine gründliche Beurteilung dieser Schrift ist mir zu Gesicht gekommen. Wollen Sie mir dieses — soll ich sagen Zutrauen oder Zutraulichkeit? — erlauben, so schicke ich es Ihnen zur Beurteilung zu, sobald ich die Fortsetzung aus der Presse erhalte. Sie, verehrungswürdiger Mann, sind der einzige, dessen Urteil sowohl als dessen strenger Verschwiegenheit ich völlig traue. Über politische Gegenstände sind leider! bei der jetzigen besonderen Verwicklung fast alle parteiisch, selbst recht gute Denker, entweder furchtsame Anhänger des Alten oder hitzige Feinde desselben, bloß weil es alt ist. Wollen Sie mir diese gütige Erlaubnis erteilen, ohne welche ich es nicht wagen würde, so wird, denke ich, der Herr Hofprediger Schulz Gelegenheit haben, Briefe an mich zu besorgen.

Nein, großer, für das Menschengeschlecht höchst wichtiger Mann, Ihre Arbeiten werden nicht untergehen; sie werden reiche Früchte tragen, sie werden in der Menschheit einen neuen Schwung und eine totale Wiedergeburt ihrer Grundsätze, Meinungen, Verfassungen bewirken! Es ist, glaube ich, nichts, worüber die Folgen derselben sich nicht verbreiteten. Und diesen Ihren Entdeckungen gehen frohe Aussichten auf. Ich habe Herrn Hofprediger Schulz darüber einige Bemerkungen geschrieben, die ich auf einer Reise gemacht, und ihn gebeten, sie Ihnen mitzuteilen.

[1] Seine „Beiträge zur Beurteilung der Französischen Revolution".

Was muß es sein, großer und guter Mann, gegen das Ende seiner irdischen Laufbahn solche Empfindungen haben zu können als Sie! Ich gestehe, daß der Gedanke an Sie immer mein Genius sein wird, der mich treibe, soviel in meinem Wirkungskreise liegt, auch nicht ohne Nutzen für die Menschheit von ihrem Schauplatze abzutreten.

Ich empfehle mich der Fortdauer Ihres gütigen Wohlwollens und bin mit der vollsten Hochachtung und Verehrung

Ew. Wohlgeboren

innigst ergebener
Fichte.

ZWEI GEDICHTE VON MAX PULVER

Rehe im Traum

Sie äsen zwischen Fliederbüschen in den Halmen.
Die Hufe tauchen lautlos in den schwarzen Grund.
In sanften Zacken schwingt ihr Haupt, zermalmen
Die Kiefer hastig rupfend Gras. Verwirrt und rund
Wirft mir ein Auge fragend stumpfes Licht entgegen
Sekundenlang und senkt sich rätselhaft hinab.
Ein Knistern läuft durchs Feld. Da — Wolken fegen.
Geschmeidige Rücken wellen fliehend sich im Trab.
Nein, das ist Schnee. Und breite Ruhe in den Büschen.
Ein Amselweibchen lockt. Ist Frühling denn so nah?
Da sind sie wieder: Silberfelle zwischen
Den kahlen Sträuchern. Schau, und da, und doch nicht da!
Ein leichtes Spiel von Duftgebilden feuerhellen,
Von Kreisen, Bogenformen wirbelt auf dem Grund.
Erklingend tragen breite Seelenwellen
Das Staunen ihrer Augen wundersam und rund.

*

Welkes Gras und schwere Bänder
Brauner Schollen in der Fläche.
Blasses Dorf um Hügelränder,
Schwarzer Damm verborgner Bäche.
Himmel leicht aus Licht und Flocken,
Raum erfüllt vom Ton der Säge,
Und die zarten Morgenglocken.
Kahler Strauch um kahle Wege.
Fühlst vom Draußen dich geschieden,
Steht es schlicht dir gegenüber.
Ist dir andre Kraft beschieden,
Eigne Macht verspürst du lieber.
Dir entringen sich Gebärden,
Wo im Sommer du genossen;
Keimend unstillbares Werden
Aus dem Innersten ergossen.
Nicht mehr tauchen die Gestalten
Sich in dich wie kecke Schwimmer.
Eignem Grund entsteigt ihr Walten,
Blicke feucht von deinem Schimmer.
Hat die Welt sich dir verweigert,
Strömt sie nicht mehr, dich zu füllen;
Wächst du doch und spürst gesteigert
Gottes Strom in deinem Willen.

GEORG MUNK: DER SEELENWEG

In einer Märznacht, während die Stürme der Jahrzeitenwende das Kloster umbrausten, schied Gertraudens Seele sich von ihrem Leibe, wie eine reife Frucht sich vom Zweige löst und ins Dunkel fällt. Mit einem stillen Staunen die Anzeichen der nahen Trennung in sich verspürend, doch ohne Widerstand, gab sie den auflösenden Mächten sich hin.

So lautlos und einsam ging sie in den dunklen Schoß ein,

daß im Hause keiner ihres Todes gewahr wurde, auch die dienende Schwester nicht, die, durch einen Vorhang nur von Gertraudens Schlafzelle geschieden, im Nebenraum ruhte. Erst in der zweiten Hälfte der Nacht, als die Nonnen, ihre tönernen Öllämpchen in den Händen, aus den Zellen traten und mit den schwankenden Lichtern durch die mächtigen Klostergänge der Kirche zuschwärmten, ward die Dienerin, da sie die ungewohnt Säumige ermuntern wollte, ihres Hingangs inne. Sie rief die Schwestern vom Gebete ans Totenlager. Mit entfärbtem Angesicht und übergroßen Augen kamen sie, erschreckt, wie ein jäh aufgescheuchter Zug heller Vögel in die Sterbezelle geflattert.

Im Halbkreis, dicht aneinandergeschmiegt, die matten Lichter in bebenden Händen, umstanden sie das schmale Lager. Halblaute Seufzer zitterten durch den Raum, Tränen rannen die erstarrten Mädchenwangen nieder und tropften auf die Steinfliesen, ein Priester kam im flüchtig angetanen Ornat, dem Chor die Sterbegebete vorzusprechen, Kerzen flammten zu Häupten der Toten auf. Die verlaßne Hülle aber lag als ein zartes Bild gestreckt und unnahbar vor den Nonnen, das Haupt hintüber gesunken, die Fußsohlen in steiler Abwehr ihnen zugekehrt.

Zu dieser Zeit schon flog die abgeschiedne Seele mit den Winden dahin. Aus einer kurzen Bewußtlosigkeit war sie zu ihrem eigensten Wesen befreit aufgetaucht, hatte während eines Atemzugs über ihrem Erdenbild geschwebt, dann durchs offne Fenster sich den Winden, die ums Haus jagten, übergeben. Mit einem hohen Aufjauchzen ließen die Sturmgeister von den Mauern, die sie umtobt hatten, nahmen die Erlöste hin, und auf ihren Armen trugen hoch über die nächtige Erde sie Gertraudens Seele hinweg.

Als ihr Fuß an den Boden rührte, fand sie auf einem Bergpfad sich wieder, der ein sehr enges Tal hinanführte. In der abnehmenden Dämmerung des Morgens erkannte sie



zur Rechten und zur Linken steil aufsteigende Felswände, ihr Auge aber gelangte in dem ungewissen Lichte dahin nicht, wo sie ein Ende nahmen. Noch atmete die Seele die Luft der Erde, aber vermischt schon mit einem neuen Element von holder Strenge, die zu höherem Bewußtsein sie erweckte. Wie ein seidnes Band löste der Weg schmiegsam sich von ihren Füßen. Ein abfließendes Gewässer, das sie je und je auf geländerlosem Steig überschritt und so zur andern Seite neu sich gesellt wiederfand, ließ durch seinen rauschenden Wandel die Einsamkeit ertönen.

Aber zuweilen geschah, daß vor ihr die Luft sich verdichtete, wie zur trüben Hülle um einen wandernden Kern, um eine Seele, die ihr gleich ihres Weges zog, wenn auch voll Mühsal noch am Boden haftend und zu jedem Schritt unter Schmerzen sich von ihm lösend. Von Mal zu Mal überholte sie eine Gestalt, die in ihren nebelhaften Umkreis gebannt vor Gertraudens Augen aus der Dämmerung trat, eine Weile vor, dann ihr zur Seite ging, nah und doch durch die irdische Materie, die die fremde Seele magnetisch noch umgab, unendlich von ihr geschieden. Bald blieb jeweils das trübe Bild hinter ihr zurück, in die abgewandte Ferne entlassen, der sie, von neuen Kräften wunderbar angetrieben, entrann. All ihre Begegnungen schwanden hinter ihr, wie Baum und Stein von ihr abfiel, Felsturm und Wasserwandel, so wie die Luft sich neu ihr gebar mit jedem Schritt und mit jedem hinstarb. Die Dämmerung löste sich zu einer nie erlebten Klarheit auf, milchweißer Dunst blieb wie Bodensatz zu ihren Füßen in der Tiefe zurück. Nun endete das Tal, abgeschlossen von einer steilen Felsenwand, an der dürftiges Gehölz und rauhes Krautwerk eine kurze Weile noch mühselig hochkroch. Ein schmaler Pfad wand sich hinauf, verschlungen und vielfach zu weiten Windungen gebogen, um die verschloßne Starre der Wand zu besiegen. Indes Gertraud aufstieg, wurde die Tageshelle immer kristall-

ner, immer flüchtigeres Element sog ihr Atem ein, ihre Füße beschwingte Ahnung der nahenden Höhe. Unten tief verlor sich in Wallung und Nebel das Tal. Immer seltener zog sie Gestalten vorüber, die, verhüllt noch in fahle Mäntel vom irdisch abgestorbnen Wesen, stöhnend sich aufwärtsrangen. Ihre Hand, die zur Hilfe sich ausstreckte, aber faßte streifend keine Hand, den Schritt vermochte sie nicht zu hemmen, unverweilt trug er sie aufwärts. Eine kurze Frist schwebte eine Kinderseele neben ihr, von ihr getrennt nur durch einen mattleuchtenden Schimmer, in dem sie sich verbarg wie ein Kern in einer schmelzenden Frucht, dann blieb auch sie hinter Gertraud zurück. Mehr noch ward sie von dem Vorgefühl freieren Geländes erfaßt als von der stürmisch tragenden Bewegung. Wie durch die Straßen einer toten Stadt führte jäh zwischen Felsblöcken zuletzt ihr Weg sie bergan. Einmal noch wandte sie ihr Haupt zurück, mit langem Blick die verlaßne Tiefe umfassend. In Wirbeln drängte jetzt all ihr Wesen aufwärts, wo kühl und durchdringend der Himmel über den Berg schon herleuchtete.

Da sie aber den Grat erreicht zu haben meinte, stand sie am Rand einer Ebene, umsäumt von einem Kranz hoher Kuppen. Ein schon unsichtbares Gestirn hatte im Vergehn sie rosenfarbig angeglüht. Die lichtabgewandten Wände aber schliefen, eingehüllt in ein reiferes Blau als das der herbstlichen Trauben. So ward die Seele inne, daß sie ohne Rast den Lauf eines Tages durchwandert hatte, denn die Glut, die am Himmelsrand sich verzehrte, hieß Niedergang, und das Gewölbe, unendlicher als je über ihr ausgespannt, leuchtete in der Blässe des Abends.

Vor ihr lag jetzt überweit hingedehnt im Schatten eine Wiese, tiefgrün wie ein Edelstein. Wie unter sanfter Liebkosung bog unter ihren Füßen sich das Gras und wiegte sie, sich aufschwellend nach ihrer Last, so daß sie wie von Wellen geschaukelt darüber hingetragen wurde.

Kein Weg war da, und nichts als innrer Antrieb wies ihr die Richtung. Fremde Blumen sprossen in die Bangnis der Dämmerung. Oftmals ließ die Seele sich nieder und staunte über die Gebilde hin, die stiller vor ihren Füßen standen und lebendiger doch als die Blumen der Erde, geheimnisvollen Tieren und auch wieder Bildern aus leuchtendem Gestein ähnlicher als jenen, beweglich wachsender und vollendet beharrender zugleich. Aus den funkelnden Kelchen stieg unfaßbarer Gesang. Ton aber, Schimmer und Duft waren eins, und mehr schienen diese Blumen aus dem Stoff des Himmels, des Eises und der Gestirne gespeist als aus dem des Bodens, dem sie entwuchsen.

Je und je, wenn die Seele sich aufrichtete und fortschritt, hatte die Dämmerung tiefer sich in sich verwoben, und obgleich sie ohne Zögern hingeleitet sich fühlte, war ihr doch zumute als einer Irrfahrenden auf der weiten dunklen Wiese.

Nacht fiel jetzt auf sie, dunkler als sie sie je gekannt, von unirdischer Tiefe. Sie lag als eine Last auf Gertraud, kein Himmelslicht entzündete sich über ihrem Haupte. Nur ihre Füße wußten noch um den Weg, ihnen hingegeben kam sie vorwärts. Mählich wandelte sich der Plan unter ihnen, die schmeichelnden Kräuter waren sprödem Stein gewichen, Schlund und Abgrund fühlte sie neben sich aufklaffen, sah keine Tiefe, aber atmete sie in den Dünsten, die zu ihr aufquollen. Endlich wurde sie von dem Gefühl einzwängender Enge befallen, breitete ihre Arme aus und griff zu beiden Seiten steinerne Wände. Da wurde sie inne, sie ging durch ein Felsentor in eine neue Sphäre ein. Bald fiel der Zwang von ihrem Atem, freier strömte sein Hauch aus, unter ihrem Tritt der Boden wurde nachgiebiger. Zur Rechten noch war die Mauer ihr zur Seite, aber zur Linken fühlte sie den Raum sich weiten, Geruch und Laut von sanft bewegtem Wasser drang an sie, Strömung der Luft wie von Eis, rein,

doch nicht kältend. Jetzt auch zur Rechten wich das bedrängende Gestein, sie ging in mildem Sand, kleine Wellen netzten im Ebenmaß kurzer Gezeiten ihre Füße. Sie ging ein Ufer entlang, zur Linken weithin Duft und Laut vom Wasser, zur Rechten Stille von grenzenlosem Land, gebunden beides und verhüllt von Dunkelheit. Eine lange Weile ging sie so, da richtete in der Luft vor ihr ein Wall von Dumpfheit sich auf, verschloß die Weite des Landes und schlang den Duft des Wassers ein. Gertraud spürte die Nähe vieler Wesen und wußte, daß sie am Ziele ihrer ersten Wanderschaft war. Sie ließ sich hinsinken und griff mit den Händen den Boden rings um sich, kärglich scharfes Gras und stachlige Kräuter. Ihr nächster Umkreis war leer. Darüberhin erfüllt aber war der Raum mit vielen Seelen, die ihr gleich an diesem fremden Ufer den Morgen erwarteten. Es waren Wesen wie jene, die sie des Tags auf ihrer Wanderung überholt hatte. Die Luft ihres Todes stockte noch um sie und schneidender Dunst von irdischen Gebresten. Gertraud heftete ihre Augen dringender in das Dunkel, das indes noch unnachgiebig die Genossen verbarg. Ihr Ohr, da sie eine Weile lag, aber wurde hellhörig und schied allmählich viele Stimmen, verworrnes Weinen, Klagen, Rufen und Seufzer ohne Ende, vermischt und verschlungen wie aus einem dichten Gewühl.

Jetzt aber schwiegen alle Laute vor einem, der sie einschlang. Wie von einem Blitz geborsten, öffnete die Nacht sich vor Gertrauden und zeigte ihr die Seele einer Mutter, der das Leben hingeflossen war mit dem Kind, das sie geboren hatte. Die Seele wand sich an der Erde, unablässig wimmerndes Weinen tief unten aus der verlaßnen Wiege neben dem Totenbrett zerrte an ihr, sie wollte der wunden Sohlen nicht achten, um den Weg erdwärts zurückzufinden, ihre Glieder aber gehorchten anderm Zwang, sie vermochte vom Boden sie nicht zu lösen, nur ihre Hände schlugen die

Brust, und von Weile zu Weile quoll der Schrei aus ihrem Mund, der das Gewebe dieser dichtesten Nacht zerriß.

Weiterschauend sah Gertraud starr hingestreckt eine Mädchenseele, das Gesicht im Sand verwühlt, die zierliche Gestalt im langen Haar verstrickt, das Ohr an der Erde, lauschend, wie unten einer im Wahn mit seinen Nägeln ein frisches Grab aufwühlte. Die Seele drängte sich an die Erde dem Suchenden entgegen; der schluchzende Schrei ihrer gebannten Ohnmacht klang wie das Gurren eines nächtlichen Vogels.

Jetzt gewahrte Gertraud zu ihrer andern Seite einen Mann mit schwerem Nacken, das kahle Haupt tief gebeugt über Sand und Stein, die er im Dunkel errafft und vor sich aufgehäuft hatte, sah ihn Riß und Plan aus ihnen mit fiebernden Händen bilden und schaute unten in der irdischen Nacht sein verwaistes Werk unter kalten Gestirnen: hohläugig mit verstümmelten Türmen klaffte der unvollendete Dom. Seltne Tränen tropften aus den tiefeingebetteten Augen des Mannes und fraßen Löcher in den Sand.

Gertraudens Seele sah und gab aufhorchend sich hin, bis große Müdigkeit über sie fiel und sie in gestaltlose Ruhe versank. Als sie erwachte aber, sah sie tief unten eine nächtliche Landschaft unter vielgestirntem Himmel liegen, von vielen fließenden Wassern wie von silbernen Adern durchzogen. Inmitten lag das Kloster. Sie spürte den Duft von Wachs und Weihrauch aufsteigen, sah in der kerzenhellen Kirche ihren eignen offnen Sarg stehen, sah sich liegen in ihrer eignen vertrauten Gestalt, die hellen Stimmen der jungen Nonnen sangen zu ihrer Lobpreisung, die Musik stieg auf als seidne Wölkchen, damit sie auf ihnen ruhe. Da war kein Schmerz und kein Wunsch, der sie niederzog, wie die armen Seelen rings um sie her.

Das tiefe Schwarz lockerte allmählich sich in Grau auf, zerstob in einen blassen Dunst. Fern zeigte sich in der Däm-

merung eine lichte Mitte, von der die Helle ausging. Der leuchtende Gegenstand entzündete von innen heraus sich mählich immer mehr; unter dem Strahlen, das von ihm ausging, erglänzte lebhafter bewegt die Wasserfläche.

Die Schar all der Wartenden am Strande stand jetzt im ersten Licht, das ihre fahlen Gesichter aus dem Dunkel schälte. Was vom erstorbnen Wesen am gestrigen Tag sie noch eingehüllt hatte, war von der Nacht am Rand der Erde hinweggezehrt worden, und bloß in ihren Sterbekleidern drängten sie zitternd dem aufgehenden Tag entgegen, fremd an fremd geschmiegt und feind an feind.

Jetzt lag das Wasser schon weithin sichtbar da, grünrauschend hingedehnt. Über seinem unsichtbaren Gestade das Licht wuchs stählern blendend auf, schien in den blassen Himmel hineinzuzünden und formte vor Gertraudens Augen sich zum Berg aus Glas, ins Firmament ragend. In seinem Innern kreisten starke Ströme von blauem Licht so gewaltsam, als wollten sie seine spröden Grenzen zerbersten, um ins Uferlose zu verlodern. Immer noch aber machten zarte Nebeldüfte, die ihn schlank umwallten, seinen Anblick Gertraudens Auge erträglich.

Jetzt wandte sie den Blick, den Seelen zu, mit denen sie die unbehauste Nacht geteilt hatte. Sie hatten ihre Augen der Blendung verschlossen. In ihrer Stummheit war blanke Angst, und ihr Schweigen jetzt war Gertrauden schmerzlicher als die Wehklagen der Nacht. Sie sah die Brandmale der Laster an den Verstörten dunkeln, sah Narben, die erlittnes Unrecht zurückgelassen hatte, sah sie, vom Mangel befleckt und vom ungetrösteten Elend zitternd, zusammengeschlossen alle Leiber wie ein Leib, gemeinsam ins Unbekannte wartend. Sie nur stand allein, ihr Leib war klar, ihr Kleid ohne Makel und ihr Auge dem Licht nicht scheu. Um sie war leerer Raum, und fiel ein Blick auf sie, so irrte er bald von ihr ab.

Als Gertraud jetzt nach der Blendung des fernen Berges sah, gewahrte sie, daß sein Gipfel entschleiert stand, und auf ihm, hochragend, rund und glänzend wie er und aus seinem eigenen Stoff gebildet eine Burg.

Jetzt schwoll das Wasser stärker an, tiefer bewegt zog es gegen das Ufer; hochgehend, doch auch zu sanften Wellen gebunden, netzte es den leidenden Seelen die versehrten Füße. Sie aber schienen es nicht zu achten, sie hingen voller Erwartung mit Blick und Gebärde an einem Schiff, das über den Wogen jetzt erscheinend, jetzt in ihren Tiefen verschwindend, langsam über die Endlosigkeit des Wassers näher kam. Es war aus Glas wie der Berg, nicht aber gleißend wie er, sondern von schwärzlich stumpfem Braun und düsterm Glanz. Es wies nicht Segel noch Ruder. Ein Mann saß abgewandten Angesichts an seinem Rand, die Strömung allein mußte das Fahrzeug bewegen.

Es legte an. Bang und begierig drängte die Schar der Seelen hinein, stumm, von keinem gerufen. Als die letzte aufgenommen war, zogen die Wasser sich vom Lande zurück, wie auf dem Wasser so auch in der Luft wandte sich die Bewegung, die Wellen hoben das Schiff mit sich, die Winde trieben es an. Langsam stieg es hoch und senkte sich über die Wellen, zog gleichmäßig über die Flut, die sich dehnte und nicht abzunehmen schien. Der Fährmann an der Spitze hielt sein Angesicht den Wassern zugewandt, so daß es wie vordem den Fahrenden verborgen blieb. Gertraud stand allein unter ihnen wie zuvor am Strande. Ihre Gefährten hatten wieder dicht sich aneinandergedrängt.

Ein bleicher Tag stieg auf, der seine Helle nur von dem fernen Glasberg zu leihen schien, und doch stand ein mattes Gestirn zu Häupten der Fahrenden, das sein verhaltnes Licht den Wassern spendete.

Als das Schiff eine unwägbare Weile hingezogen war, nahm der Schein ab, und unvermutet jetzt dennoch nach

dem langen Hinharren dieses Tages näherte es in der milden Dämmerung sich dem Gestade. Über dem Ufer erhob der Berg aus Glas sich, nahe schon sah die Seele die Feuer in seinem Herzen kreisen. Jetzt lief das Fahrzeug an. Die Seelen, die von der langen Fahrt betäubt sich auf dem Boden gelagert hatten — Gertraud allein hatte aufrecht hinter dem Fährmann gestanden —, sprangen jählings hoch, und taumelnd vor Starre drängten sie sich aus dem Schiff. Gertraud, als sie den Fuß ans Land setzte, wandte das Haupt und schaute in das Antlitz des Fährmanns.

Sie schlug den Weg ein, der am Fuß des Berges beginnend und in weiten Windungen ihn umschlingend zur Burg auf seinem Gipfel führte. Der Weg, obwohl sehr mählich steigend, war um seiner Glätte willen von großer Beschwernis und den Seelen bittrer als der Felsenpfad des ersten Tags. Er strömte scharfe Kälte aus, während unter dem blauen Eis gefesselt sich glühende Feuerschlangen wanden. Mehr und mehr schwand das Licht des Tages, aber der heile Weg unter Gertraudens Füßen leuchtete im eignen Licht, und hob sie die Augen, loderte oben auf der Bergesspitze die Burg als düstres Glutmal in den Himmel.

Flüchtigen Fußes ging Gertraud allen voran, zuweilen ihre Eile zähmend, um mit den andern sich zu verweilen. Endlich, als der Tag völlig in sich verflossen war, zogen die Seelen über eine schwankende Brücke, die an Ketten hing über einem Graben, in dem flüssiges Glas bleizäh sich wälzte, in die Burg ein.

Hier in Michaels weitrundem Saal harrte Gertraudens Seele unter den Gefährten der Wanderschaft auf den Morgen, der sie scheiden sollte, je nach ihrem Ort in der Ewigkeit.

An den gläsernen Wänden hatten die müden Seelen sich hingelagert. Draußen die Nacht schwang schwarz um die Rundung der Burg, funkelnd umstürzten die Gestirne sie

in rasendem Bogen, zu ihren Füßen aber unter dem Kristall des Bodens brannte das Feuer des Kerns.

Auf seinem Sitz inmitten des Saales saß stumm der Wächter, eingehüllt in die mächtigen Flügel, die aus seinen Schultern brachen, zwischen sie eingesenkt das Haupt, das auf dem Schwertknauf ruhte.

Aus „Sankt Gertrauden Minne“

ZWEI SONETTE VON LUIZ DE CAMÕES

Was, Hoffnung, hoffest du? — Ich hoffe nimmer.
Warum? — Ein Wandel hielt mich an im Bauen.
Was, Leben, trägst du? — Hoffnungsloses Grauen.
Was sagst du, Herz? — Ich liebe sehr, noch immer.

Was, Seele, fühlst du? — Täglich schmerzt es schlimmer.
Wie lebst du? — Ohne jegliches Vertrauen.
Was denn erhält dich noch? — Vergangenes schauen
Ist das dein einziges Licht? — Der einzige Schimmer.

Wo machst du halt? — In dem, was mir im Sinn.
Was sinnst du? — Abzuschließen mit dem Leben.
Heißt du das gut? — Die Liebe, sie gebot!

Was zwingt dich? — Daß mir kund ist, wer ich bin.
Wer bist du? — Der sich ganz und gar ergeben.
Wem? — Einer einzigen heißen Liebesnot.

*

O wie verlängert sich von Jahr zu Jahren
Mein ach so mühevolles Pilgerwallen,
Wie kürzt sich doch und naht sich dem Verfallen
Dieses mein kurzes eiteles Gebaren.

Es wächst mein Leid; die Jahre doch entfahren,
Verloren hab ich, was mir noch gefallen.
Jedwedes große Hoffen ist ein Schallen,
Das arg betrügt, soweit ich recht erfahren.

Hast' einem Gute nach, das nicht zu fassen,
Das mir entschwindet auf dem halben Wege,
Fall tausendmal und muß es fahren lassen.

Flieht es, so zaudre ich oder bin betroffen,
Und schau ich wieder auf, ob es sich rege,
Entgeht es meinem Blick und meinem Hoffen.

Übertragen von Otto Freiherrn von Taube

RUDOLF G. BINDING: WEIHNACHTSLEGENDE VOM PEITSCHCHEN

Drei Kindern erzählt

Als das Jesuskind durch Flandern zog — und es kannte wohl die ganze Welt —, kam es mitsamt seiner Mutter in der großen Stadt Gent am Morgen eines Weihnachtstages an. Die ganze Stadt war für das Fest gerüstet. Auf den Straßen drängten sich die Menschen, um auf den Märkten und in den Läden die neuesten und letzten Herrlichkeiten zu erwischen, mit denen sie ihren Angehörigen und ihrem Gesinde am Abend eine Freude machen könnten. Vor der großen Kirche St. Baafs, die wie ein gewaltiger grauer Magnetberg über die Stadt und die Menschen emporragte, die Häuser um sich versammelt hielt und die Menschenströme in sich hineinzog, war ein Weihnachtsmarkt errichtet, und die Pfefferkuchenstände, die Buden mit bunten Likören, mit Christbaumschmuck und Kerzen, mit Zinnsoldaten und Zinnlöffeln, mit Pfeifen, Trompeten und allerhand Kinder-

spielzeug standen hübsch in Reihen geordnet und einträchtig nebeneinander. Da es noch früh am dämmrigen Morgen war, die Leute vom Lande jedoch, um nichts zu versäumen und einen möglichst langen Tag des Betrachtens und Auswählens vor sich zu haben, schon in die Stadt hereinwogten, brannten in allen Ständen über den Auslagen die Lampen und die Verkäufer brachten die erste Ordnung in ihre Sachen, die der vorangegangene Tag etwas in Unordnung gebracht hatte.

Gerade am Zugang zum Hauptportal der Kirche behauptete ein großer Spielwarenstand seinen Platz. Da waren Trommeln und Trompeten, Reifen und Kreisel, bunte Glasklicker, Puppen und Kegel, kleine Männchen, die in Glasröhren in einer rosa Flüssigkeit auf und nieder stiegen, wenn man die Röhre in die Hand nahm, Mundharmonikas und winzige Drehorgeln, die das „Ehre sei Gott in der Höh" in kleinen Tönen von sich gaben, wenn man leise die Kurbel drehte. Und gerade hing eine Magd ein buntes Gedränge von blauen, roten und grünen Luftballons, alle eben neu mit Gas gefüllt und prall, daß sie knirschten, wenn sie aneinanderstießen, an der Ecke der Bude auf, und darunter hing sie ein ganzes Bündel kleiner Peitschen mit geflochtenen Schnüren aus weißem, zartem Leder, gelben Schmitzchen und bunten Stielen. Jeder Stiel aber endete in ein rotes Pfeifchen aus Kirschenholz.

Im Hintergrund der Bude aber hinter den langen Brettern und Tischen, auf denen alle die schönen Sachen ausgelegt waren, standen drei Kinder, so blond und auch wohl so alt wie ihr, denen diese Geschichte erzählt wird. Ihre Mutter war die Eigentümerin des Spielwarenstandes. Da sie zu so früher Stunde nicht auf Käufer hoffen konnte, war sie noch nicht zur Stelle, sondern hatte es der Magd überlassen, die Auslage zu besorgen; und diese hatte die Kinder mitgenommen. Da standen sie nun, und während sie teilnahm-

voll und neugierig guckten, wie die Magd immer neue Reichtümer und Herrlichkeiten auspackte und zum Verkauf ordnete, begannen in ihren Herzen Wünsche hin und her zu jagen, begehrliche und vergleichende Gedanken hin und her zu wogen und süße Qualen auf und ab zu ziehen, welcher Gegenstand von allen ihnen wohl am besten gefiele, damit sie ihn sich von ihrer Mutter selbst als Weihnachtsgabe ausbitten könnten. Denn das wußten sie vom letzten Jahr und gedachten es auch diesmal dahin zu bringen, daß ihre Mutter jedem von ihnen erlaubte, sich aus der Fülle der Dinge etwas herauszuwünschen. „Wenn es am Abend nicht verkauft ist", pflegte dann die Mutter zu sagen; denn der geringe Erlös aus dem Spielzeug ließ es nicht zu, daß sie die Dinge von vornherein für sie beiseitestellte. Und dann zitterten die Kinder den ganzen Tag um den gewünschten Gegenstand, und jedesmal wenn ein Käufer herantrat, stieg ihnen das Blut zu Kopf und sie fühlten ihr Herz schlagen. Ging er dann weg, ohne, wie sie meinten, ihren Gegenstand entdeckt zu haben, waren sie glücklich. Aber beim nächsten wiederholte sich die Pein.

„Das vorige Jahr hatte ich mir eine Puppe gewünscht," sagte das eine Mädchen; „aber nach wenigen Tagen zerbrach sie. Ich wünsche mir etwas anderes diesmal." Dann trat wieder Schweigen und Überlegen ein. Keines wollte sich verraten.

„Eigentlich wäre ein Kreisel sehr schön," sagte das ältere Mädchen, „er zerbricht nicht. Ich sehe Dinge gern, die tanzen und sich drehen." Alle drei guckten nach einem großen Haufen buntbemalter harter Kreisel, die eben aus einem Sack hüpften, den die Magd auf den Tisch stülpte. — „Ich wünsche mir einen Kreisel und ein Peitschchen dazu", sagte die Älteste, die mit sich im reinen war.

Die andern fanden die Idee auf einmal herrlich. „Ich wünsche mir auch einen Kreisel und ein Peitschchen", sagte

das zweite Mädchen, als ob sie nicht gesonnen wäre, zurückzustehen.

„Ich auch“, sagte der Junge, dem es genug war, daß die älteren Schwestern entschieden hatten. Und alle drei guckten eifrig und prüfend nach dem Haufen Kreisel auf dem Tisch und nach dem Bündel Peitschchen, das von der Ecke der Bude herabhing.

„Während der Kreisel Schwung hat und sich dreht, kann man pfeifen“, bemerkte der Junge und fand dies sehr beachtlich. Das Pfeifchen am Peitschenstiel mußte doch seinen Sinn haben. „Und dann versetzt man dem Kreisel wieder einen. Und dann pfeift man wieder.“

„Wer am besten kreiseln kann, kann am besten pfeifen“, sagte die Älteste.

„Wenn wir alle drei zugleich pfeifen —!“ Dies sagte die Jüngere, sah mit großen Augen in die Ferne und hatte offenbar eine wundervolle Erscheinung.

Während sie so schwatzten, kam inmitten der Menge des Volkes, das der Kirche zuströmte, das Jesuskind daher. Es war damals schon größer und saß rittlings auf dem treuen Esel, der von den vielen Fahrten — nach Ägypten und in aller Welt umher — nicht mehr ganz frisch war und mit kleinen, andächtigen Schritten in der Menge trippelte. Dem Jesusknaben ging das zu langsam. Vergebens zauste er das Eseltier mit seinen kleinen Händen im zottigen Fell, stieß es mit den Beinchen in die Seiten oder suchte es durch kleine Zurufe zu ermuntern. Der Esel blieb in seinem Gang, und die Jungfrau Maria, die lächelnd hinter ihrem Kinde schritt, trieb ihn nicht an.

Wie sie nun in diesem Aufzuge, oftmals gehemmt durch ein sanftes Stehenbleiben des Tieres, vor dem Spielwarenstande anlangten, gewahrte Jesus an der Ecke das Bündel Peitschchen, ergriff, indem er seinen Esel darunter hinwegtrieb, als rechter Herr der Welt eines am Stiel und zog es

ohne viel zu fragen aus der Schlinge, in der es mit seinen Kameraden aufgehangen war. Dann schwang er es lustig über seinem Reittier.

„Halt! Nicht!" rief die Magd, und auch die Kinder wollten Halt! Nicht! rufen und krausten die Gesichter. Aber sie brachten keinen Ton aus den Kehlen. Das Jesuskind blickte sie nur aus seinen unergründlichen Augen einmal freundlich und sieghaft an. Da war es, als ob es um sie geschehen wäre. Der Atem stockte ihnen, alle drei griffen nach einander, als müßten sie sich an etwas festhalten, und in einer süßen Bangigkeit der Herzen folgten sie mit den Augen dem wundersamen Knaben, der sie mit einem einzigen Blick in seinen Bann getan hatte, wie sie wohl selbst ein paar Wasserkäfer in ein Glas steckten.

„Wer ist denn das?" fragten sie einander leise ohne sich anzusehen. Und als nun gar noch eine überirdische, hohe Frau an ihnen vorüberzog und sie mit einem seltsam fremden Gruß zu streifen schien, und es ihnen so ganz weihnachtlich zumute wurde, da sagte die Älteste vorsichtig: „Es könnte beinahe das Christkind gewesen sein."

„Was du nur immer hast!" sagte die Jüngere und war dabei froh, daß ihr die Schwester eine plausibele Erklärung für den Zustand ihrer Sinne unter den Fuß gegeben hatte; „natürlich war es das Christkind! Einem andern Kind hätten wir das Peitschchen doch gar nicht gelassen."

„Welches war das Christkind?" fragte der Junge, der sich selbst noch nicht begriff. „Wenn ihr es gesehen habt, will ich es auch gesehen haben."

„Das auf dem Esel", sagten die beiden andern nun sehr bestimmt, da sie ihren Vorsprung fühlten.

„Das auf dem Esel? Ja!" sagte der Knabe. „Wenn es nicht das Christkind gewesen wäre, hätte es ja auch das Peitschchen gar nicht nehmen dürfen."

„Besonders hätten wir aber doch einem andern Kind das

Peitschchen gar nicht gelassen", sagte das zweite Mädchen wieder. „Und wir mußten es ihm doch lassen."

In diesen Worten fanden die Kinder eine vollkommene Sicherheit und alle drei waren so gewiß, das Christkind von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, wie es gewiß war, daß sie die Kinder ihrer Mutter waren. Und dann kam ihnen immer wieder der wundersame Blick des schönen Knaben, der Gruß der hochgewachsenen Frau wie in einem verklärten Schein zurück und erfüllten sie mit einer geheimnisvollen Erregung. Die Morgenglocken von St. Baafs erklangen feierlich über ihnen und der Weihnachtstag mit seinen Wundern zog herauf. Die Kinder hatten den Christusknaben gesehen, und wer es ihnen bestritten hätte, den hätten sie mitleidig ausgelacht.

Da kam die Mutter. „Mutter, wir haben das Christkind gesehen", riefen sie alle drei. Aber es war ihnen gar nicht lieb, als ihre Mitteilung nicht recht verfing, die Mutter vielmehr nur belustigt schien und sagte: „So? Da habt ihr was Rechtes gesehn! Und was wünscht sich nun jedes zu Weihnachten?"

Daß das Christkind das Peitschchen genommen hat, sagen wir jetzt besser nicht, dachten die drei und antworteten lieber auf die Frage ihrer Mutter.

„Ich wünsche mir einen Kreisel und ein Peitschchen", sagte die Älteste. „Und ich auch", sagte die Jüngere. „Und ich auch", der Junge.

„Wenn es am Abend nicht verkauft ist", erwiderte die Mutter und betrat den Stand. Die Käufer drängten sich, der kurze Tag brach an, die Lampen wurden gelöscht, und auch für die Kinder verschwanden die Ereignisse des Morgens im Grau des Tageslichts und im Gesumme des geschäftigen Treibens auf dem großen Markt. Zudem begann die Qual der Erwartung sie zu bewegen und zu erfüllen, o[b] denn für jedes am Abend ein Kreisel und ein Peitschchen

übrig sein werde. Und dies alles beschäftigte sie zu sehr, als daß sie an anderes hätten denken mögen. Jedesmal wenn ein Käufer herantrat und einen Kreisel oder ein Peitschchen verlangte, gab es in drei kleinen Herzen drei kleine Stiche, und wenn einer einen Kreisel mitsamt einem Peitschchen kaufte, waren die drei Stiche in den drei Herzen noch deutlicher fühlbar.

Aber ihre Qualen wurden immer größer und ihre Gesichter immer länger. Der hochgetürmte Haufen von Kreiseln nahm reißend ab und das dicke Bündel Peitschen wurde schmächtig und schmächtiger. Noch einmal schüttete die Magd einen Sack Kreisel auf den Tisch, und noch ein Bündel Peitschen wurde an der Ecke der Bude aufgehangen. Dann war der Vorrat erschöpft. Die Kinder merkten gar nicht, daß auch die Puppen weniger wurden und die Trommeln und die Glasröhren mit den steigenden Männchen und die Spieldosen und die Bälle. Als der Tag vorüber war und die Stände überall geschlossen wurden, war in dem ihren alles ausverkauft. Nur drei Kreisel, die ganz allein aus der Fülle der Dinge übriggeblieben waren, lagen verlassen an der Stelle, wo der Haufen gewesen war. Aber kein Peitschchen mehr war da, sie anzutreiben, und so schienen sie völlig nutzlos und überflüssig.

Die Mutter überblickte ihren Stand, freute sich des flotten Geschäfts und guten Erlöses, den ihr der Tag gebracht, und hatte die Kinder ganz vergessen. Jetzt bemerkte sie sie wieder, wie sie traurig dasaßen und ihnen das Weinen nahe war.

„Nun? — Was ist?“ fragte sie. Aber das war schon wie ein Stoß. Die Kinder brachen in helle Tränen aus und schnelle Perlchen rollten unaufhaltsam über ihre Kittel.

„Nun haben wir kein einziges Peitschchen,“ jammerten sie durcheinander; „was sollen uns jetzt die Kreisel!“ Die Mutter rückte zwischen sie, wußte aber noch keinen Trost.

„Und das letzte Peitschchen hat uns das Christkind auch noch weggenommen", klagte der Junge.

„Das Christkind — —?" fragte die Mutter.

In diesem Augenblick öffneten sich, langsam und weit, die Flügeltüren am Haúptportal von St. Baafs, was sonst nur bei den feierlichsten Gelegenheiten geschah; denn die Menschen gingen seitlich durch zwei kleine Pforten ein und aus. Die Flügeltüren öffneten sich, und heraus trat die überirdische Frau, die in der Frühe die Kinder so seltsam gegrüßt hatte.

„Das ist sie, die mit dem Christkind war!" flüsterten die Kinder und krochen eng an ihre Mutter heran. Und während alle vier kein Auge von der Gestalt verwenden konnten, schritt diese ruhig auf den leeren Verkaufsstand zu und der Weihnachtsschauer ging vor ihr her. Wieder wie am Morgen stockte den Kindern der Atem, wieder griffen sie nach einander, als müßten sie sich an etwas festhalten, und in einer süßen Bedrängnis der Herzen ergaben sie sich, daß ihnen etwas widerführe, was ihnen nie wieder in ihrem Leben widerfahren würde. Die Frau aber trug das Peitschchen in der Hand, das Jesus in der Frühe aus dem Bündel an der Ecke der Bude herausgezogen hatte, reichte es mit einer unnachahmlichen Bewegung der Mutter hin und sprach:

„Dies Peitschchen gehört wohl in diesen Stand." Darauf streifte sie Mutter und Kinder mit ihrem Gruß, wendete sich und trat, wie sie gekommen, in die große Kirchentür zurück, deren Flügel sich hinter ihr schlossen.

Den Kindern war es eng und heiß und doch auch wieder weit und frei, und obzwar sie anfänglich etwas enttäuscht schienen wie über ein halbes Glück, ging ihnen doch bald der Sinn auf: daß sie nämlich nun gar kein Peitschchen hätten, weil es längst mit den andern verkauft worden wäre, wenn das Christkind ihnen nicht am Morgen dieses Tages

eines weggenommen hätte. Da wurden ihre Augen hell und sie sahen einander an.

Die Mutter küßte ihre Kinder. Wie auf Verabredung ergriff jedes einen der drei Kreisel, alle drei faßten das Peitschchen an, als ob es ein langer Spieß gewesen wäre, und so trugen sie ihre Geschenke in einem glücklichen kleinen Triumphzug nach Hause.

Mit dem Peitschchen hatte es aber eine besondere Bewandtnis. Denn obgleich ein Peitschchen für drei Kreisel und drei Kinder reichlich wenig schien, so entstand doch nie ein Streit darum. Es wurde den Kindern wie zu einem Wahrzeichen, daß Menschen alles miteinander teilen können.

Seit jener Zeit geht in Flandern eine Redeweise. Wenn mehrere so recht miteinander einig sind, sagt man wohl von ihnen: Ach, die! die haben ein Peitschchen miteinander.

Flandern, 27.—29. Dezember 1917

ZWEI POLNISCHE VOLKSLIEDER

Der Fluss

Das Wasser Ewigkeit
will nirgend übernachten.
Was soll es übernachten,
es hat von Gott nicht Zeit.

Die jungen Jahre

Gurrt, ihr Tauben,
singt ihr nachts in blauen Bergen,
trank ich niemals solche Wonnen,
und der Becher ging in Scherben.

Meine jungen Jahre,
ach, sind wasserschnell geflossen
und die schöne Schönheit,
ach, in Strom und schmalen Gossen.

Spannt die Pferde,
weiße, braune, daß ich fahre,
daß ich reise, daß ich jage,
euch zu fassen, junge Jahre.

Und sie trifft die jungen,
trifft sie auf der Ahornbrücke.
Kehrt mir wieder, kommt zurücke,
weilt mir nur als kurze Gäste.

Niemals wieder
können wir dir rückwärts eilen,
denn es lohnt sich nicht zur Umkehr,
denn es lohnt sich nicht zu weilen.

Übertragen von Robert Walter

RAINER MARIA RILKE: ERLEBNIS

Es mochte wenig mehr als ein Jahr her sein, als ihm im Garten des Schlosses, der sich den Hang ziemlich steil zum Meer hinunterzog, etwas Wunderliches widerfuhr. Seiner Gewohnheit nach mit einem Buch auf und ab gehend, war er darauf gekommen, sich in die etwa schulterhohe Gabelung eines strauchartigen Baumes zu lehnen, und sofort fühlte er sich in dieser Haltung so angenehm unterstützt und so reichlich eingeruht, daß er so, ohne zu lesen, völlig eingelassen in die Natur, in einem beinah unbewußten An-

schauen verweilte. Nach und nach erwachte seine Aufmerksamkeit über einem niegekannten Gefühl: es war, als ob aus dem Innern des Baumes fast unmerkliche Schwingungen in ihn übergingen; er legte sich das ohne Mühe dahin aus, daß ein weiter nicht sichtlicher, vielleicht den Hang flach herabstreichender Wind im Holz zur Geltung kam, obwohl er zugeben mußte, daß der Stamm zu stark schien, um von einem so geringen Wehen so nachdrücklich erregt zu sein. Was ihn überaus beschäftigte, war indessen nicht diese Erwägung oder eine ähnliche dieser Art, sondern mehr und mehr war er überrascht, ja ergriffen von der Wirkung, die jenes in ihn unaufhörlich Herüberdringende in ihm hervorbrachte: er meinte nie von leiseren Bewegungen erfüllt worden zu sein, sein Körper wurde gewissermaßen wie eine Seele behandelt und in den Stand gesetzt, einen Grad von Einfluß aufzunehmen, der bei der sonstigen Deutlichkeit leiblicher Verhältnisse eigentlich gar nicht hätte empfunden werden können. Dazu kam, daß er in den ersten Augenblicken den Sinn nicht recht feststellen konnte, durch den er eine derartig feine und ausgebreitete Mitteilung empfing; auch war der Zustand, den sie in ihm herausbildete, so vollkommen und anhaltend, anders als alles andere, aber so wenig durch Steigerung über bisher Erfahrenes hinaus vorstellbar, daß er bei aller Köstlichkeit nicht daran denken konnte, ihn einen Genuß zu nennen. Gleichwohl, bestrebt, sich gerade im Leisesten immer Rechenschaft zu geben, fragte er sich dringend, was ihm da geschehe, und fand fast gleich einen Ausdruck, der ihn befriedigte, vor sich hinsagend: er sei auf die andere Seite der Natur geraten. Wie im Traum manchmal, so machte ihm jetzt dieses Wort Freude, und er hielt es für beinah restlos zutreffend. Überall und immer gleichmäßiger erfüllt mit dem in seltsam innigen Abständen wiederkehrenden Andrang, wurde ihm sein Körper unbeschreiblich rührend und nur noch dazu brauchbar,

rein und vorsichtig in ihm dazustehen, genau wie ein Revenant, der, schon anderswo wohnend, in dieses zärtlich Fortgelegtgewesene wehmütig eintritt, um noch einmal, wenn auch zerstreut, zu der einst so unentbehrlich genommenen Welt zu gehören. Langsam um sich sehend, ohne sich sonst in der Haltung zu verschieben, erkannte er alles, erinnerte es, lächelte es gleichsam mit entfernter Zuneigung an, ließ es gewähren, wie ein viel Früheres, das einmal, in abgetanen Umständen, an ihm beteiligt war. Einem Vogel schaute er nach, ein Schatten beschäftigte ihn, ja der bloße Weg, wie er da so hinging und sich verlor, erfüllte ihn mit einem nachdenklichen Einsehn, das ihm um so reiner vorkam, als er sich davon unabhängig wußte. Wo sonst sein Aufenthalt war, hätte er nicht zu denken vermocht, aber daß er zu diesem allen hier nur zurückkehrte, in diesem Körper stand, wie in der Tiefe eines verlassenen Fensters, hinübersehend: davon war er ein paar Sekunden lang so überzeugt, daß die plötzliche Erscheinung eines Hausgenossen ihn auf das qualvollste erschüttert hätte, während er wirklich, in seiner Natur, darauf vorbereitet war, Polyxène oder Raimondine oder sonst einen Verstorbenen des Hauses aus der Wendung des Weges heraustreten zu sehn. Er begriff die stille Überzähligkeit ihrer Gestaltung, es war ihm vertraut, irdisch Gebildetes so flüchtig unbedingt verwendet zu sehn, der Zusammenhang ihrer Gebräuche verdrängte aus ihm jede andere Erziehung; er war sicher, unter sie bewegt, ihnen nicht aufzufallen. Eine Vinca, die in seiner Nähe stand und deren blauem Blick er wohl auch sonst zuweilen begegnet war, berührte ihn jetzt aus geistigerem Abstand, aber mit so unerschöpflicher Bedeutung, als ob nun nichts mehr zu verbergen sei. Überhaupt konnte er merken, wie sich alle Gegenstände ihm entfernter und zugleich irgendwie wahrer gaben, es mochte dies an seinem Blick liegen, der nicht mehr vorwärts gerichtet war und sich dort, im Offenen, verdünnte;

er sah, wie über die Schulter, zu den Dingen zurück, und ihrem, für ihn abgeschlossenen Dasein kam ein kühner süßer Beigeschmack hinzu, als wäre alles mit einer Spur von der Blüte des Abschieds würzig gemacht. — Sich sagend von Zeit zu Zeit, daß dies nicht bleiben könne, fürchtete er gleichwohl nicht das Aufhören des außerordentlichen Zustands, als ob von ihm, ähnlich wie von Musik, nur ein unendlich gesetzmäßiger Ausgang zu erwarten sei.

Auf einmal fing seine Stellung an, ihm beschwerlich zu sein, er fühlte den Stamm, die Müdigkeit des Buches in seiner Hand, und trat heraus. Ein deutlicher Wind blätterte jetzt in dem Baum, er kam vom Meer, die Büsche den Hang herauf wühlten ineinander.

AUS DEM „FLIESSENDEN LICHT DER GOTTHEIT“ VON SCHWESTER MECHTILD VON MAGDEBURG

Von einer Klage

Dies ist der minnenden Seele Klage,
die sie nimmer allein mag tragen.
Sie muß es Gottes Freunden sagen,
daß ihnen Minnedienst behage.

Minnesiech und leibeskrank, —
Pein und Not und harter Zwang
machen mir den Weg zu lang
zu meinem lieben Herrn.

Wie soll ich Dich, Lieb, also lang entbehren?
Ja, ich bin, leider, Dir zu fern. —

Willst Du, Herr, meine Klage nicht empfahn,
so muß ich wieder in mein Trauren gahn,



entbehren und auch leiden da,
beides still und offenbar.

Du weißt das wohl, mein lieber Herr,
wie gern ich bei Dir wäre.

Unser Herr:

Wenn ich komme, komme ich groß.
Es war nie Ungemach so groß,
ich könnte es wohl heilen.
Du mußt noch länger leiden,
ich will Dich ganz bereiten,
eh ich Dich meinem Vater bringe,
auf daß Du wohl behagst. —
Ich höre noch gern Deiner Minne Klang. —

Wenn finster werden die menschlichen Sinne,
erwecket unsrer Seelen Klage
in unsren Herzen die göttliche Minne.

Wie Gott die Seele lobt

Es sprach der minnigliche Mund,
der meine Seele hat verwundt,
in seinen hohen Worten,
die ich Unwürdige hörte:
Du bist meine Sehnsucht, ein Minne-Fühlen,
Du bist meiner Brust ein süßes Kühlen,
Du bist ein starker Kuß meinem Mund,
Du machst mich fröhlich: Freude-Fund.
Ich bin in Dir und Du bist in mir.
Wir können einander nicht näher sein,
denn wir zwei sind in Eins geflossen
und sind in eine Form gegossen
und bleiben ewig unverdrossen.

Endlich beschloß der Gymnasiast Jürgen Kolbenreiher: ,Wenn noch ein Auto kommt, bevor die Turmuhr fünf schlägt, gehe ich hinein und kaufe mir die Broschüre ... Ehrenwort?'

„Ehrenwort!" sagte er heftig zu sich selbst und las zum fünfzigsten Male den Titel der philosophischen Abhandlung. Das Geldstück in seiner Hand war naß. Der Blick zuckte fortwährend von der Broschüre zum Zifferblatt. Der Zeiger stand knapp vor fünf.

Da sauste das Auto um die Ecke, am Buchladen vorbei, und war weg. Die Uhr hatte noch nicht geschlagen. Jürgen wollte eintreten.

Und nahm seinen Schritt zögernd wieder zurück. ,Was wird mein Vater sagen, wenn ich sie kaufe? ... Und was würde er sagen, wenn er wüßte, daß ich sie kaufen will und dazu den Mut nicht habe? ... Oder würde er wieder verächtlich lächeln, wenn ich jetzt kurz entschlossen in den Laden ginge?'

Die Finger vor dem Leibe ineinander verkrampft, kämpfte er weiter, las den Titel, sah, wie der große Zeiger einen letzten Sprung machte. Und fühlte, während er sich „Feiger Schuft! feiger Schuft!" schimpfte, daß sein Wille hinter der Stirn zu Nebel wurde. Das Phantom des Vaters stand neben ihm.

Das Werk rasselte und schlug. Der Nebel verschwand. Und Jürgen dachte: ,Es ist übrigens ganz gleich; ich kanns auch jetzt noch tun. Aber sofort! ... Hat der Buchhändler eben gelächelt? Über mich?'

Der stand im Türrahmen und blickte gelangweilt über die gepflegte, sonnendurchwirkte Anlage weg, in der die kreisenden Rasenspritzen Regenbogen schlugen.

,Solange er unter der Tür steht, kann ich ja nicht hinein.'

Der Buchhändler gähnte, trat gähnend in seinen Laden zurück.

‚Jetzt! ... Wenn ich den Mut jetzt nicht aufbringe, wird das Leben auch in Zukunft mit mir machen, was es will. Das ist klar.'

Bei der Kirche erschien Karl Lenz, ein Mitschüler Jürgens.

‚Jetzt kann ich doch wieder nicht hinein', dachte Jürgen, ging mit Karl Lenz durch die Anlagen, sah abwesend eine Bonne an.

Die gestärkten Röcke strotzten, und der elegante Kinderwagen federte von selbst auf dem gewalzten Sandwege am Tulpenrondell vorüber.

Knapp hinter dem Kinderwagen, das frischbackige Gesicht stolz erhoben, ritt in verhaltenem Trab ein kleines Mädchen im Knieröckchen auf ihrem Steckenpferd, so daß die langen, schön gewölbten, nackten Schenkel sichtbar waren. Die Gruppe machte sofort halt, als der im Wagen strampelnde Säugling die Hand nach dem zu hoch hängenden Hampelmann ausstreckte.

Das Mädchen ritt, die Locken schüttelnd, in gezähmter Pferdeungeduld feurig an der Stelle weiter. Und sah, Brust vorgestreckt, über den abgerissenen, abgezehrten, blutleeren Proletarierjungen weg, der sich aus der Fabrikgegend in die Sonne verirrt hatte und, das Drama der Armut im Blick, offenen Mundes den Reichtum bestaunte.

Beim Erblicken des Jungen wurde Jürgen breitströmend durchzogen von einer ihm ganz neuartigen Empfindung, die alle andern Gefühle in ihm auffraß. ‚Wie darf das sein, daß solche Kinder in Schmutz und Not hineingeboren werden, während andere — wie jene ohne Verdienst und Schuld — im sonnigen Kinderzimmer eintreffen, wo alle Pflege, Hausarzt und Amme schon warten?'

Mit einem Blick nagelte die Bonne den zögernd folgen-

den Jungen fest, der stehen blieb und zusah, wie das Mädchen geradeswegs ins Leben hineinritt.

Jürgen konnte die Augen nicht abwenden von dem Jungen, der seine Augen von dem glänzenden Mädchen erst losriß, als er sich beobachtet fühlte. Dunkel fragend sah er empor zu Jürgen, den mit Wucht die Empfindung traf, soeben Zeuge eines ungeheueren Menschheitsverbrechens geworden zu sein.

‚Sollte nicht schon das allein jeden Menschen veranlassen, Rebell zu werden?' ... „Wir geben ihm unser Taschengeld, Karl."

„So einem Ferkel? ... Von meinem Taschengeld habe ich überhaupt nichts mehr."

Der Junge blickte seine kotverklebten, skrofulösen Beine an, beschämt empor zu Jürgen, der fühlte, wie in seinem Gehirn wieder die Entschlußfähigkeit unvermittelt erlosch, da der Schulkamerad ihn grinsend beobachtete. ‚Ein Ferkel, du hast recht', wollte er schon sagen.

Und legte, plötzlich durchstoßen von einem Kraftstrom und im Tiefsten berührt von der Ahnung, daß wilde Rechtlosigkeit das Leben der Armen bestimmte, sein Taschengeld in die Hand des Proletarierjungen.

Der gewaltige Vorgang in seinem Innern: seine erste bewußte Handlung der Liebe löste ein schmerzhaft schweres Glück aus. Ein mit Jubel geladener Schrei wollte aus seiner Brust heraus. So stürzte er davon, während Karl Lenz in den Konditorladen eintrat.

Es war drückend still im Hause. Unbeweglich saß Jürgen in seinem Zimmer vor dem blauen Schulheft und grübelte darüber nach, ob es einen Gott gäbe.

Plötzlich hingen in der Dämmerung die hellen Gesichter der Schulkameraden, grinsten höhnisch. Und die Tante sagt: ‚Nein, so einen unselbständigen Jungen, wie du einer bist, gibts nicht mehr. Ein Unglück für deinen Vater.'



Preisgegeben ließ er sich von den Geistern der Verachtung weiterquälen, stellte ihnen entgegen: ‚Ich habe doch gestern zum Professor gesagt: Abraham, der seinen Sohn schlachten wollte, kann unmöglich ein guter Mensch gewesen sein. Ein furchtbarer Vater. Meiner Ansicht nach dürfte Gott so einen Befehl auch gar nicht geben.‘

Fragt die Tante sehr erstaunt: ‚Was, das hast du gewagt?‘

Und Jürgen läßt sich sofort vom Professor, der geantwortet hatte: ‚Wie kommen Sie zu dieser unerlaubten, sträflichen Ansicht!‘ bei der Tante in Schutz nehmen: ‚Ihr Neffe hat gar nicht so unrecht. Er hat öfters solche erstaunlich eigenwilligen Ansichten.‘

Sagt die Tante erfreut zum Vater: ‚Da ist er ja gar keine Schande für die Familie.‘

Und der Vater sagt: ‚Entschuldige, daß ich dich ein „schmähliches Etwas“ genannt habe . . . Wie konnte ich dich nur so verächtlich und gleichgültig behandeln. Unbegreiflich.‘ Jürgen lächelte bescheiden.

Die Tür des nebenan liegenden Bibliothekzimmers wurde nach dem Gange zu geöffnet. Und Jürgen hörte, wie der Vater, der krank im Lehnsessel saß, zu Herrn Philippi, einem alten Freund des Hauses, sagte: „Ich werde ihn in ein Bureau stecken. Er taugt zu nichts anderem. Tölpelhaft und feig ist er.“

Jürgen drehte, als stünde er vor dem Vater, Kopf und Schultern gedemütigt seitwärts und hob die Brauen, daß die Stirn Falten bekam.

„Niemand kennt die Möglichkeiten, die in einem so jungen Menschen liegen. Niemand kennt das Maß einer unfertigen Seele“, sagte Herr Philippi. Die Brillengläser in seinem vertrockneten Geiergesicht funkelten.

Auf dem Gange fing ihn die Tante ab. „Wie gehts ihm? Wie gehts meinem Bruder?“

„Schwermütig, meine Liebe." Herr Philippi wollte fortstelzen.

Sie erwischte ihn noch am Ärmel. „Daß dieser bedeutende Mann so einen Sohn haben muß. Wir schämen uns seiner ... Heute sagte der Vater zu ihm: Du kommst in ein Bureau. Das ist das Beste für dich ... Und das ist auch meine Meinung."

Zornig blickte Herr Philippi in die harten Augen des alten Mädchens. „Dann erziehen wohl Sie ihn, falls Ihr Bruder sterben sollte? ... Kann ich mit Jürgen sprechen?"

„Ja, ich erziehe ihn. Sprechen? Nein, jetzt nicht. Er schreibt gerade seinen deutschen Aufsatz: ‚Die Bedeutung der Tinte im Dienste des Kaufmanns' ... Sprechen können Sie ihn jetzt nicht. Der Stundenplan muß streng eingehalten werden."

„Da ist er also jetzt schon im Bureau?" Herr Philippi deutete zur Wand: „Da fehlen nur noch die Regale."

„Hören Sie!" Die Tante stellte sich zu einer langen Erzählung zurecht. „Jürgen war schon als ganz kleiner Junge so ängstlich, daß er nicht einmal zu sprechen wagte. Wir alle glaubten, er sei stumm geboren. Eines Tages — er war vier Jahre alt, es war auf dem Geflügelmarkt — sagte er plötzlich: ‚Hühnchen'. Das war sein erstes Wort. Nicht etwa ‚Papa', wie bei andern Kindern. Bewahre! ‚Hühnchen', sagte er und lockte: ‚Bi bi bi bi bi', so mit Zeigefinger und Daumen. Sollte mans für möglich halten? Diese Unselbständigkeit!" Sie sah erwartungsvoll zu ihm auf, weil er sie am gehäkelten Spitzenkragen gepackt hielt und noch immer nicht sprach. Da schüttelte er sie kräftig und sagte: „Bi bi bi bi bi! Adieu!"

Abweisend blickte sie ihm nach, horchte dann einige Minuten lang streng an Jürgens Tür.

Der saß glühend am Tisch und schrieb, da er anderes Papier nicht gleich gefunden hatte, eine lange Abhandlung

mit vielen Beweisen, daß es einen Gott nicht geben könne, ins Schulheft. „Folglich bin ich Atheist.“ Dann erst quälte er sich den deutschen Aufsatz ab.

Und übergab das Heft am Montag dem Professor, der die Beweise für das Nichtexistieren Gottes fand und sie dem Religionslehrer schickte.

Das Ereignis wurde zu einer Professorenkonferenz und hatte nur deshalb keine schlimmen Folgen für Jürgen, weil die Tante plötzlich an der Stirnseite des Konferenztisches stand und die Lehrerrunde sprengte: „Herr Kolbenreiher hat sich soeben aus unbekannten Gründen erschossen . . . Mein Bruder war ein bedeutender Mann.“

Ihre Hand wanderte: wurde mitleidig geschüttelt. Der Schrecken der Professoren war ehrlich.

„Aber mit seinem Sohne müssen die Herren halt viel Geduld haben . . . Mit viel Geduld und Strenge gehts vielleicht.“

Daran solle es nicht fehlen. Vom Rektor wurde sie hinausbegleitet. „Jürgens schwankende Seele . . . Seine Unsicherheit“, vernahmen die Zurückbleibenden.

„Folglich bin ich Atheist.“ Der Religionslehrer riß die Augen auf. „Bin ich Atheist, schreibt der Junge. Und gestern diese Geschichte mit Abraham!“

Der Mathematikprofessor beruhigte ihn: „Das Leben wird dem Burschen diese Gedanken schon abschleifen . . . Gut und schnell auffassen tut er ja.“ Man rügte noch seine außerordentliche Faulheit und erklärte die Konferenz für geschlossen.

Der Rektor schüttelte schweigend die Hand der Tante. Furchtsam und unbeachtet stand Jürgen daneben. Und ging dann, vor Schuldgefühl vornüberhängend, mit der aufrechten Tante nach Hause, wo Weihrauchwolken standen.

Am Arm zog sie den willenlos Folgenden ins Sterbezimmer, in dem der Vater, bekränzt und kerzenumstanden,

schon auf der Bahre lag, schlug das Kreuz und benutzte den Endschwung gleich dazu, auf des Toten Gesicht zu deuten: „An dir hat er keine Freude gehabt. Das kannst du jetzt in deinem ganzen Leben nicht mehr gutmachen . . . Bete! Drei Vaterunser! Und dann komm und iß."

Das Gewicht des Hauses legte sich auf den gekrümmten Rücken. Die still brennenden Kerzen beleuchteten des Vaters Gesicht, das in Unzufriedenheit erstarrt war, als habe ihn auch der Tod ungeheuer betrogen.

Lange kämpfte Jürgen mit sich; endlich versuchte er, das wächserne Gesicht im Blick, die gefalteten, toten Hände zu berühren. Und wich zurück, als er das bekannte Lächeln der Verachtung zu sehen glaubte.

Ganz langsam kniete er nieder, um die befohlenen drei Vaterunser zu beten. Kein Wort fiel ihm ein. Seine flehende Hand wollte die äußerste Spitze des Leintuches berühren. Und sank kraftlos zurück.

Der Tote lag unberührbar, in ungeheuerer Macht.

Da drehte sich ein Stachelrad brennend schmerzhaft in Jürgens Kopf und schleuderte die Worte ab: „Na, du schmähliches Etwas!"

„Na, du schmähliches Etwas!" wiederholte Jürgen verächtlich und wandte, irr blickend, Kopf und Schultern gedemütigt weg, weil er glaubte, nicht er, sondern der Tote habe gesagt: ‚Na, du schmähliches Etwas!'

Die Macht des Toten vor sich, die Macht der Tante hinter sich, kniete er ausgeliefert und verloren, schief und tränenlos im Zimmer.

„Jetzt bist du eine Doppelwaise", sagte die Tante am Abend zu ihm und ergriff seine Hand.

Tagsüber versuchte Jürgen gar nicht mehr, Ordnung in seine Gefühle zu bringen. In die Träume schickte die vergewaltigte Seele drohende Ungeheuer. Der Vater stand immer daneben.

Und wenn ihn der qualenerfüllte Schlaf entließ, empfing ihn die Tante, schüttelte verächtlich den Kopf und gab ihm Briefe mit an die Professoren, in denen sie für den seinem bedeutenden Vater leider nicht nachgeschlagenen Sohn um Nachsicht bat.

In diesem, von Familie und Schule gebildeten lückenlosen Kreis der Notzucht taumelte Jürgen so weltverloren herum, daß Herr Philippi sich veranlaßt sah, behutsam und energisch zu lügen.

In der schon gewohnheitsmäßigen Erwartung, wieder gedemütigt zu werden, drehte Jürgen Kopf und Schultern weg.

„... Da fällt mir ein: Sie glauben vermutlich immer noch, Ihr Vater habe nicht viel von Ihnen gehalten? Selbst wenn es so wäre, dürften Sie ihm das weiter nicht nachtragen. Er war ein alter, kranker Mann, der den Glauben an das Schöne und Gute eingebüßt hatte. So einer ist leicht blind und ungerecht."

Als habe der Vater gesprochen, war der Knabenkopf immer tiefer gesunken.

‚Der Vater ist tot ... Seine Autorität lebt', dachte Herr Philippi. Und log: „Ich habe Ihnen etwas von Ihrem Vater auszurichten. Kurz vor seinem Tode war ich bei ihm. Er saß im Sessel, Sie wissen ja, saß wie immer im Sessel und blickte zum Fenster hinaus auf einen vorüberfliegenden Vogelschwarm ... Es waren Staren", dichtete Herr Philippi. „Plötzlich sagte Ihr Vater nachdenklich: ‚Meinem Jürgen habe ich zeitlebens furchtbar unrecht getan. Warum eigentlich? Das ist mir ein Rätsel.' ... Er wußte es nämlich tatsächlich selbst nicht ... ‚Denn ich bin mir ja in Wirklichkeit ganz klar darüber, daß Jürgen ein' — wie sagte er doch — ‚ein ausgezeichneter und sogar sehr kluger Junge ist ... Das muß man ihm bei Gelegenheit einmal sagen.'"

Es gelang Herrn Philippi, wie ein Knabe zu lächeln, als

er auch die Autorität der Tante zu erschlagen versuchte: „Und dieses alte Mädchen, Ihre Tante! Aus der brauchen Sie sich natürlich gar nichts zu machen. So eine vertrocknete Schachtel ist ja ganz ahnungslos! Das ist übrigens die volle Wahrheit . . . Besuchen Sie mich einmal."

‚Diese geachteten Bürger sagen sich: Wir lassen unsere Kinder nicht hungern, nicht arbeiten; wir asphaltieren ihnen mit teueren Kleidern, mit reichlichem Essen und höherem Unterricht eine breite, glatte Straße ins Leben... Die psychischen Ungeheuer, die sie in die Seelen stoßen, zählen nicht. Da fallen die allerhand Autoritäten über so einen Jungen her, nehmen ihm, auch wenn er beim Spiel mit Sand mehr Phantasie und Geist offenbart als sie in ihrem ganzen Leben, seine Selbständigkeit und wundern sich dann über seine Unselbständigkeit', dachte der Alte auf der Straße,

während Jürgen vor der Tante stand. Sie blickte beim Sprechen ins Vorgärtchen hinaus, steil aufgerichtet. „Ich habe alles gehört. Du hast keine Zeit, diesen Herrn Philippi zu besuchen. Deine Schularbeiten sind wichtiger. In meinen Händen liegt deine Erziehung."

Ein Automat sagte: „So eine vertrocknete Schachtel! Du bist ja vollkommen ahnungslos... Das ist übrigens die volle Wahrheit."

Und die Tante schnellte entsetzt herum. Auch Jürgens Mund blieb in übergroßem Schrecken geöffnet. „Was hast du gesagt? Wiederhole, was du eben gesagt hast."

„Das habe doch ich nicht gesagt." Sein Tonfall der Überzeugung riß der Tante die Empörung ins Gesicht. „Du leugnest, was ich mit meinen Ohren gehört habe?"

Jürgen, überzeugt diese Worte nicht gesprochen zu haben, bekam irrblickende Augen.

„Das werde ich morgen dem Herrn Rektor schriftlich mitteilen. Du übergibst ihm den Brief. Und jetzt... Pfui!"

Erst nachdem die Tante schon draußen war, fühlte Jürgen ein paar Tropfen auf seinem Gesichte kalt werden, und wußte, daß sie ihn angespuckt hatte.

Hitze und Kälte wechselten einige Male schnell in seinem Körper. Er trat ans Fenster, sah ins Gärtchen hinaus. Die farbigen Glaskugeln steckten still und öde auf den grünen Stangen. Aus dem Nachbarsgarten klangen Sonntagnachmittagsgeräusche herüber. Abgerissene Worte. Jemand spielte Ziehharmonika.

Ein wilder Schrei saß Jürgen im Halse. Er hob die linke Schulter, die rechte, rhythmisch die Beine. Die Bewegungen wurden zu einem gedrückten Tanz.

Am andern Morgen schlich er, eine Stunde früher als gewöhnlich, ohne Brief, geduckt aus dem Hause, begann plötzlich zu laufen, rannte, galoppierte weit aus der Stadt hinaus, quer über Schollenäcker, Hügel an und ab, bis vor das schwarze Tunnelloch im Berg und glotzte blöd hinein, kehrte um und kam, verschwitzt und keuchend, noch rechtzeitig im Schulzimmer an, wo der Professor eben mit dem steilgestellten Bleistift auf den Katheder klopfte.

Die Blicke der sechzig Augenpaare trafen beim Bleistift zusammen, der in dieser Stellung immer etwas Außergewöhnliches bedeutete. Der Professor zog die Stille hinaus. Jeder lauerte: ‚Wen trifft es?‘

„Leo Seidel! . . . Sie wissen, daß Ihr Vater Sie leider aus dem Gymnasium herausnehmen muß. Umstände halber... Euer bisheriger Schulkamerad verläßt euch heute. Er muß verdienen . . . Leo Seidel, Armut ist keine Schande.“

Der Sohn des Briefträgers starrte beschämt ins Tintenfaß.

„Auch ein Hausdiener kann sich heraufarbeiten . . . In Amerika, zum Beispiel, soll das öfters vorkommen“, sagte der Professor und lächelte. „Diesen Vormittag bleiben Sie noch in unserer Mitte“, zeigte er mit einer Handbewegung über die ganze Klasse weg. Und deutete mit dem Daumen

zur Tür: „Dann treten Sie in Ihren neuen Pflichtenkreis ein."

Kreisende Rasenspritzen. Sonne. Hinter dem eleganten Kinderwagen reitet das Mädchen auf dem Steckenpferd in gezähmter Ungeduld durch das Klassenzimmer. Offenen Mundes starrte er den abgezehrten Proletarierjungen an.

„Wollen Sie etwas sagen, Kolbenreiher? . . . Nun? Heraus damit!"

Die übergroße Erregung fraß Jürgens ganze Kraft auf. Seine gelähmten Lippen stammelten: „Ich wollte sagen, daß . . . ich nichts sagen wollte."

„Karl Lenz! . . . Sie haben vorhin Fingerhakeln geübt; erklären Sie uns jetzt den Flaschenzug." Auf dem Katheder stand ein kleines Modell. „Nichts? . . . Setzen Sie sich. Und lassen Sie sichs von Leo Seidel erklären."

Während hinten das Duell der Fingerhakelnden ausgetragen wurde und der Professor mit den kleinen Bleigewichten des Modells spielte, erklärte die einsame Stimme Leo Seidels das Gesetz des Flaschenzuges.

Und Jürgen, mit Wucht getroffen von dem Gefühle, daß die Menschheit hier einen Menschen geschändet hatte, litt unerträglich unter der Feigheit, seine Meinung nicht geäußert zu haben, brüllte in Gedanken: ‚Nur weil Seidels Vater arm ist? Das ist gemein. Gemein! . . . Alles ist gemein.' Glotzte besinnungslos den Professor an,

bis der ihm zurief: „Kolbenreiher, wo werden Flaschenzüge gebraucht?"

„. . . Flaschenzüge?"

„Aber gewiß, Flaschenzüge! Nun? . . . Leo Seidel, sagen Sie es ihm."

„Zum Beispiel am Neubau. Da kann ein einzelner Arbeiter mit einem Flaschenzug . . ."

„Mit Hilfe!"

„. . . mit Hilfe eines Flaschenzuges Lasten in die Höhe

winden, die zehnmal schwerer als der Arbeiter sind. Infolge der Übersetzung."

„Infolge der Übersetzung", sollte Jürgen wiederholen, hatte aber „Überrumpelung" gesagt.

Die ganze Klasse durfte lachen. Lachte noch auf dem Nachhausewege, wo alle sich von Leo Seidel, der vielleicht schon morgen einen Handwagen durch die Stadt schieben mußte, abgesondert hielten.

Auch Jürgen, gelähmt, wagte nicht, ihn zu begleiten. Nur in Gedanken trat er mit kühner Ritterlichkeit zu ihm. ‚Ich fürchte die Meinung der andern nicht.' Ließ sich von Seidel verehren.

Beim Mittagessen beachtete ihn die gefährlich schweigende Tante nicht. Schickte das Dienstmädchen, mit dem Befehl, Jürgen habe den Brief am nächsten Morgen dem Herrn Professor zu übergeben.

Erst nachmittags konnte Jürgen so viel Entschlußkraft finden, Seidel zu besuchen. In der Kellerstube stand der Armeleutegeruch, der das Vorhaben des schwindsüchtigen Briefträgers, den Sohn studieren zu lassen, als schwer ausführbar erscheinen ließ. Seidel saß still am Fenster und sah hinaus in seiner Kindheit stinkenden Hof, in dem nie etwas schön gewesen war, außer einem Büschel Löwenzahn, der jedes Jahr kümmerlich und zäh in der gepflasterten Ecke blühte. Qual und Scham drehten Seidels Kopf und Schultern zur Seite, so daß er plötzlich Jürgen glich,

der sich im selben Moment zum erstenmal in seinem Leben frei fühlte. Er reichte Seidel eine in Leder gebundene Weltgeschichte, konnte scherzen: „In der biblischen Geschichte steht zwar: Gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und . . . Aber deshalb gebe ich dir das Buch nicht. Denn ich glaube ja gar nicht an Gott."

Die fahle Mutter lag im Bett. Der Säugling, wegen dessen unerwünschter Ankunft der Vater den Sohn aus dem Gym-

nasium hatte nehmen müssen, begann zu schreien. Die Bettlade knackte. Vier Kinder, in verschiedenen Größen, bleich und blutleer, standen reglos da, mit großen Augen.

„Hast eine schöne Weltgeschichte. Zum Andenken an mich. Hast eine Freude ... mit hundertsiebenunddreißig Illustrationen."

Ohne den Blick zu erheben, sagte Seidel, daß er voraussichtlich bald der Klassenfünfte geworden wäre.

Und Jürgen rief: „Also nur deshalb, weil dein Vater kein Geld hat, mußt du Hausdiener werden, anstatt vielleicht ... Minister. Das ist ja! Alles was recht ist."

„Mein Gott, was redet ihr Buben." Die Wöchnerin spuckte in den Napf. „Was ihr redet."

Jürgen hatte das fließende Gefühl, endlich lieben zu dürfen. Allmählich redete er sich in Zorn hinein. „Absolut! Das ist maßlos ungerecht. Gemein ist das. Einfach hundsgemein! Wahrhaftig, das sage ich jedem, ders hören will." Auch Seidel hatte rotgefleckte Wangen bekommen.

Die Mutter beruhigte den Säugling. Und zu den Knaben: „Mein Gott, das sind ja lauter Dummheiten."

Auf der Straße: ‚Herr Philippi könnte Seidel den weiteren Besuch des Gymnasiums leicht ermöglichen. Er ist reich.'

„Nehmen wir an," sagte Herr Philippi, „es sei schon von vornherein eine Dummheit gewesen von dem schwindsüchtigen Briefträger mit der großen Familie, seinen Sohn ins Gymnasium zu schicken."

„Wenn Leo Seidel doch gescheit ist! ... Postdirektor werden kann. Wer kanns wissen?"

„Ganz recht, wer kanns wissen. Man muß sich schon überlegen, ob man Hoffnungen wecken soll, denen von vornherein die Armut schwer im Wege liegt ... Da eröffnen sich verschiedenerlei wüste Perspektiven."

„Ich würde Seidel aber doch helfen, wenn ich Sie wäre", sagte Jürgen ganz langsam.

Und alt lächelnd Herr Philippi: „Und ich, ich habe nicht den Mut dazu."

‚Hilf doch, sonst bin ich verloren', schrie eine Stimme verzweifelt in Jürgen. „Sie würden auch mir . . . Es wäre auch für mich gut."

‚Weiß schon, um was es sich handelt', dachte der Alte und schickte Jürgen barsch fort, rief ihn noch einmal zurück. Zwischen Abweisung und Güte schwankend: „Du gehst jetzt nach Hause, verstehst du, nach Hause . . . und hältsts aus. Hältst alles aus! Verschwinde!"

Die Tante ging selbst zum Briefträger, holte die Weltgeschichte zurück. Und einen Tag später stand die ganze Begebenheit auf den Gesichtern der Mitschüler. Die Lücke, die Seidel hinterlassen hatte, war durch Vorrücken ausgefüllt worden.

„Jetzt trägt er Backsteine an einem Neubau." Karl Lenz machte das Backsteintragen vor, krümmte den Rücken, ächzte.

„Und so las er Roßbollen auf." Ein anderer tat, als habe er einen Besen in der Hand, und log: „Ich sah, wie Seidel die Straße kehrte . . . Die frischen Roßbollen kehrte er zusammen."

Vorsichtig und ängstlich näherte Jürgen sich dem Gelächter, stimmte ein, ohne zu wissen, weshalb die andern lachten.

„Braucht Seidel zum Sammeln der Roßbollen eine Weltgeschichte?" Alle sahen Jürgen erwartungsvoll an, hielten das Lachen noch zurück.

Da erlachte Jürgen sich die Hochachtung seiner Mitschüler: „Zum Roßbollen . . . sammeln braucht man, weiß Gott, keine Weltgeschichte."

Sie waren zufrieden, nahmen ihn auf. Jürgen sagte noch: „Zu Hause bei ihm . . ." Er hielt sich die Nase zu. „Und jetzt dazu noch Roßbollen." Alle hielten sich die Nase zu.

Plötzlich wich aller Druck von ihm, bei dem Gefühl, nicht mehr allein zu stehen. Und Jürgen nahm sich vor, von nun an immer und in allem so zu sein wie die andern. Das würde das Leben leicht machen.

Am andern Morgen saß Leo Seidel wieder an seinem Platz, in einem neuen Anzug, das Gesicht verschlossen.

„Warum, warum habe ich das getan?“ Unablässig fragte sich Jürgen, weshalb er seine guten Gefühle selbst hingerichtet hatte. Er saß wie ein Verunglückter in einer furchtbaren Blutlache, aus der sich zu erheben ihm unmöglich zu sein schien. Gleich eingesperrten Tieren versuchten seine guten Gefühle auszubrechen und sanken geschlagen in die endlose Tiefe seiner Seele zurück. So bewegte sich sein Körper selbsttätig nach Hause, ins Wohnzimmer.

„Erst lies mir aus der Zeitung vor. Dann gehst du an deine Schularbeiten.“ Die Tante stickte weiter am Stramintischläufer: ‚An Gottes Segen ist alles gelegen‘. Mit dem Schnabel hielt diese, von Rosengirlanden durchzogene Wortkette ein Papagei, der noch unfertig in der Mitte saß.

Der Satz — im Reichstag sei wieder ein Antrag zur Einführung einer hohen Vermögenssteuer gestellt worden — kam automatisch aus Jürgens Mund. ‚Ich allein habe zu Seidel gehalten, habe mit Herrn Philippi gesprochen. Jetzt darf er das Gymnasium weiter besuchen. Ich! Ich habe das veranlaßt. Hilfe! Ich!‘

‚Jawohl, Jürgen ist der Beste von euch allen. Hat zu mir gehalten. Der hat Mut. Hat mich gerettet. Ihr habt mich verraten.‘

‚Und ich? . . . Ich auch!‘ Jürgen sah die Tante irr an. „Wie schrecklich.“

„Was denn? Das ist doch einstweilen nur ein Antrag. Lies weiter. Zuerst die Todesanzeigen!“

„Man muß gut sein . . . So lange gut sein, bis man etwas Schlechtes gar nicht mehr zu tun vermag.“

„Merke dir das", sagte die Tante und zog dem Papagei einen grünen Faden durch das Auge.

‚Weshalb hat Herr Philippi mir nicht gesagt, daß er Seidel helfen werde? Dann wäre ich vielleicht nicht so furchtbar gemein gewesen . . . Jetzt ist alles verloren.'

Jürgen bemerkte nicht, daß die Tante vom Dienstmädchen gerufen wurde; er überschrie noch eine Weile seine qualvolle Ohnmacht mit den Worten: „Gott dem Allmächtigen hat es gefallen . . .", blickte die Nadel an, die im Papageienauge steckte, den Faden, der lang und grün herunterhing, umklammerte in Gedanken mit beiden Händen ein Messer und drückte es langsam in seine Brust.

Entwurzelt taumelte er beim Unterricht mit, mußte schon nach einigen Wochen Leo Seidel weichen, der sich bald zum Primus in die Höhe arbeitete und, da er vorsichtig und schwer angreifbar strebte, von der ganzen Klasse gefürchtet wurde.

Nur das eine Ziel im Kopfe, sein Studium zu beenden, ertrug Seidel stoisch die Demütigungen der Armut und verachtete kein Mittel, wenn es ihm dazu verhalf, Klassenerster zu bleiben. Wer sein eigentlicher Retter war, erfuhr er nie. Auch dann nicht, als er sich vorübergehend mit der ganzen Klasse gegen Jürgen verband und von der Weltgeschichte sprach, die er bei sich zu Hause absolut nicht finden könne.

Als das Nervenfieber lebensgefährlich zu werden drohte, mußte der Hausarzt die Behandlung dem Spezialisten überlassen, dem es auch nicht gelang, mit Eisbeuteln Jürgens vergewaltigte Seele zu heilen: das Gespenst des Vaters zu vertreiben, die Macht der Professoren und der Tante zu brechen.

Erst nach Wochen war des Kranken Gefühlskathedrale wieder so weit in Ordnung, daß er eines Morgens beim Erwachen sich allen Eindrücken, bösen und guten, weich darbieten konnte.

Die Tante schob die auf dem Nachtkästchen stehenden Medizinflaschen zur Seite, schlug ihr Haushaltungsbuch auf, in das sie des toten Vaters „Letztwillige Verfügungen über Jürgen“ geschrieben hatte, und begann das viele Seiten lange Erziehungsprogramm abzulesen.

Die Worte tropften glühend in den Ausgelieferten hinein.

„. . . Und deshalb nehme ich mir das heilige Versprechen ab, den Sohn, Jürgen Kolbenreiher, nach dem Willen seines unvergessenen Vaters zu erziehen und ihn Subalternbeamter werden zu lassen, da er, nach meines seligen Bruders Meinung, die Fähigkeit zu etwas Größerem nicht hat . . . So ists, Jürgen, siehst du. Nun werde mir bald wieder gesund . . . Wenn du auch nicht so bist, wie du sein könntest, ich habe dich doch lieb.“ Sie sah ihn freundlich an, streichelte seine nassen Haare und rief erschrocken: „Du hast ja wieder Fieber.“

Wangen und Augen glühten. Die rechte Gesichtshälfte lachte.

Die Ärzte wurden geholt. Eisbeutel aufgelegt. Der Rückfall war kurz und heftig.

Jürgen verließ das Bett als verschlossener Jüngling, dessen früherer Wille, sich durch die Wirrnisse der Jugend durchzufressen, unterbunden war. Die Tante äußerte oft ihre Zufriedenheit. Denn nur wenn sie ihn etwas fragte, antwortete er, je nach Wunsch „Ja“ oder „Nein“. Niemals Nein, wenn ein Ja erwartet wurde.

Seine grenzenlose Nachgiebigkeit lieferte ihn allen, selbst viel jüngeren Schülern, aus. Körperlich wuchs er gleichsam über sich selbst hinaus, wurde sehr lang und stark.

Das Lernen für das bevorstehende Examen verschob er von Tag zu Tag, fuhr Schlittschuh, flußaufwärts.

Die eisbrechenden Schiffer schimpften ihm wütend nach, da hier das Schlittschuhlaufen äußerst lebensgefährlich war, der vielen, großen, quadratischen Wasserlöcher wegen.



In dem Gefühle, durch eine körperliche Kraftleistung, durch große Schnelligkeit seine seelische Gebundenheit lösen zu können, sauste Jürgen an den unverhofft sich auftuenden grünen Wasserlöchern vorbei, bis die Nacht ihn überraschte.

Schnurgerade führte die Landstraße zur Stadt zurück; der Fluß dagegen zog einen mächtigen Bogen, so daß Jürgen zu Fuß schneller nach Hause gekommen wäre, als auf dem Eise.

Der geheime Todeswunsch, der ihm das imaginäre Messer in die Hand gegeben hatte, veranlaßte ihn auch jetzt, blind in die Gefahr hineinzurennen.

Die Fischer waren schon lange nach Hause gegangen. Jürgen stand dunkel in der unwirklichen Helligkeit, die das Eis ausstrahlte. Zehn Schritte von ihm entfernt war tiefschwarze Nacht. Das Eis knackte leise. Tierische Laute stieß Jürgen aus, während er als schwarzer rechter Winkel stadtwärts sauste.

War er knapp an einem Wasserloch vorbeigeglitten, dann klang sein wilder Schrei der Genugtuung in die Einsamkeit.

Näher der Stadt mehrten sich die Wasserlöcher, links und rechts von ihm, manchmal unerwartet dicht vor ihm.

Angespannt und stumm geworden, zog er seine Bogen um den Tod herum.

Blickte zur Stadt, die sich wie eine ferne Verheißung lichtglitzernd vor ihm auftat.

Und glitschte glatt ins weiche Wasserloch: unter die Eisdecke.

Der Vater, die Tante, die Professoren drückten und schoben ihn immer tiefer hinunter. ‚Eifrig und eigentlich gutmütig', dachte Jürgen. ‚Das sollten sie aber nicht tun . . . Zum Steckenpferd müßten sie auch Luft geben . . Haben aber selbst keine Luft.'

Hundert grüne Väter, wellig verzogen, schlingerten vom

Grunde empor, um Jürgen herum. ‚Auch ertrunken? So oft ertrunken?‘ dachte er noch. ‚... Luft!‘

ZWEI GEDICHTE VON REGINA ULLMANN

Vor der Ernte

Wie ich sie alle schon wie Schnitter
in meiner Nähe fühle
vor überneigender Ernte ...
den Bruder Tod, die Mutter
und in des Firmaments gesegnetem Licht
die Schwesternliebe, und mich noch frage,
ob ich wirklich nur einzig allein
bis in die fernsten Fernen
ihrer vielzähligen sichelbereiten Schar
eigenstes Feld bin!
Die reife Saat allernährenden Lebens!
Und nur in Mildigkeit Gott befohlen
die Fülle nicht zu fassender Halme,
die ihren Händen entfallen werden
in der Vorsehung dunkeln Schoß:
der Einen zuliebe, der Ruth zuliebe,
daß sie beharrlich gehorchender Weise,
sich selbst vergessend, die Darbende preise,
der sie sich bindet wie Garben von Ähren
ein wiedererstehendes Volk zu ernähren!

Der Knecht

Sieht er, wie das Leben zu allen Zeiten
so köstlich die Tafel sich deckt
und die Gäste, die frohen, herbeiruft,
so ist ihm, als käm er mit Willen zu spät
und allein. —

Und ungeschmückt und wie einer,
der den Glockenklang nicht gehört hat
und nun heimgeht, hin durch den Saal,
um in der Tenne zu nächtigen,
hungrigen Magens.
Vielleicht aber speist er, halb träumend, doch eines
der milchigen Körner,
wie es frisch aus der Krippe des Viehs fällt,
oder von den hartgebrannten der Sonne,
die für die Mühle bestimmt sind,
und liegt so auch hier, seiner unbewußt,
träumend am großen Tische des Herrn!

Und wieder, wenn er am kommenden Morgen
zum Tagwerk erwacht und es tätig ergreift:
denn ihm gehört nicht die Kraft, wie sie dem Tier nicht gehört
ihm gehört nicht das Mahl, wie es der Mühle nicht bleibt
ihm gehört nicht der Schlaf — er gehört seinem Herrn!

AUS DEN DENKWÜRDIGKEITEN DES FELDHAUPTMANNS BERNAL DIAZ DEL CASTILLO

Wie bereits erzählt, hatten wir in der Schlacht fünf Gefangene gemacht. Aguilar verhörte sie ordentlich und meinte nach ihren Reden wären die beiden Häuptlinge als Gesandt an ihre Landsleute zu gebrauchen. Cortes war damit einverstanden. Er ließ ihnen grüne und blaue Glasperlen geben und schenkte ihnen die Freiheit. Ehe sie abgingen, sagte ihnen der Dolmetsch noch mancherlei, was ihnen angenehm wa und uns nützlich sein mochte. An der Schlacht seien di Indianer ganz allein schuld. Sie hätten aber trotzdem nicht mehr von den Hispaniern zu fürchten. Es sollten alle Häuptlinge an einem Ort zusammenkommen. Der Generalkapitän wolle mit ihnen in Güte und Gnade reden.

Alles das geschah in der Absicht, die Indianer zu friedlicher Gesinnung zu bringen. Die beiden Freigelassenen waren willig und taten das Ihre. Sie sprachen mit den anderen Häuptlingen und den Fürsten ihrer Völker und hinterbrachten ihnen, daß wir zum Frieden bereit seien. Der erste Erfolg war der, daß sie fünfzehn Sklaven sandten, mit geschwärzten Gesichtern und in zerrissenen Röcken, die uns Hühner, geräucherte Fische und Maisbrot überbrachten.

Cortes nahm diese Leute freundlich an; Aguilar hingegen stellte hochnotpeinlich die Frage, warum sie mit so bemalten Gesichtern kämen. Das sähe eher nach Krieg als nach Frieden aus. Wenn man Frieden haben wolle, müsse man Edelleute senden, nicht aber niedrige Knechte. Das sollten sie denen kundtun, die sie geschickt hätten.

Demungeachtet sind die Schwarzgesichter von uns gut behandelt worden, und zum Zeichen unserer Friedfertigkeit gaben wir ihnen blaue Glasperlen mit, um die Indianer zu gewinnen. Und wirklich fanden sich tags darauf dreißig Vornehme in guten Kleidern ein, die uns Hühner, Fische, Früchte und Maisbrot mitbrachten. Sie baten den Generalkapitän um die Erlaubnis, ihre Toten verbrennen und begraben zu dürfen, damit sie nicht die Luft verpesteten und den Löwen und Tigern zum Fraß dienten. Nachdem ihnen dies zugestanden, holten sie eine Menge Leute, um die Leichen der Gefallenen zu verbrennen und ihrer Sitte gemäß in die Erde zu bestatten. Cortes wohnte der Feierlichkeit bei. Man sagte ihm, es wären über achthundert Indianer gefallen und noch weit mehr seien verwundet. In Verhandlung mit ihm könnten sie sich zuvörderst noch nicht einlassen, dieweil erst am kommenden Tage eine große Versammlung aller Edelleute und Obristen statthabe, um über den Frieden zu beraten.

Cortes, der seinen Vorteil auf jedwede Weise zu fördern verstand, wandte sich an seine Offiziere und sagte lächelnd: „Meine Herren, ihr wißt, daß die Indianer eine Heidenangst

vor unseren Gäulen haben. Sie glauben steif und fest, diese Tiere und unsere Kanonen machten den Krieg von ganz alleine. Um sie in ihrem Glauben noch zu stärken, hab ich folgenden Einfall. Die Stute des Sedeño, die kürzlich an Bord geworfen hat, ist rossig — und der Hengst des Musikus Ortiz hat es gewaltig scharf. Wir wollen nun die Stute hierherbringen lassen und anbinden und dann auch den Hengst. Sobald er die rossige Stute gewittert hat, wird er wieder weggebracht. Wenn dann die Häuptlinge kommen, stellt ihr die Stute hier in mein Zelt, und während wir unterhandeln, wird der Hengst gebracht. Fernerhin soll dann unser größtes Geschütz schußbereit sein."

Also geschah es. Gegen Mittag erschienen vierzig Häuptlinge, in reicher Kleidung und unter allerlei feierlichen Umständen. Cortes begrüßte sie. Nachdem sie uns mit Weihrauch beräuchert hatten, baten sie den Generalkapitän, er möge das Geschehene gnädiglich verzeihen. Sie wollten hinfüro gute Freundschaft mit uns halten.

Cortes antwortete ihnen durch den Dolmetsch. Dieser hielt ihnen mit finsterer Miene vor, daß wir sie vielfach zum Frieden aufgefordert hätten, und daß es lediglich ihre Schuld sei, wenn so viele von den Ihren im Kampfe gefallen wären. Wir seien im Dienst eines großen Kaisers und Herrn. Der habe uns hierhergesandt, mit dem Befehl, mit jedem Volke Freundschaft zu halten, das sich seiner Hoheit unterwürfe. Sobald sie ihre friedliche Gesinnung bewiesen hätten, wäre ihnen unsere Gunst und Gnade sicher. Anderenfalls aber müßten unsere Kanonen das Nötige tun, die sowieso sehr schlecht auf sie zu sprechen wären.

Zugleich gab Cortes heimlich den Befehl, das geladene große Geschütz abzufeuern. Es geschah. Donnernd sauste die Kugel in die Weite.

Die Häuptlinge waren starr vor Schreck und glaubten alle, das Geschütz sei lebendig. Aguilar beruhigte sie ein

wenig, indem er erklärte, es habe Befehl, ihnen nichts anzutun. In diesem Augenblick ward der Hengst herbeigeführt und nahe bei dem Zelte angebunden, vor dem Cortes mit den Häuptlingen redete. Da die Stute heimlich in der Nähe war, so begann der Hengst laut zu wiehern, unruhig mit den Hufen zu scharren und sich zu bäumen. Mit wilden Augen starrte er zu den Häuptlingen, die am Zelte, also nahe bei der rossigen Stute, standen. Die Indianer vermeinten nicht anders, als daß der Hengst alle seine Bewegungen ihretwegen mache, und gerieten in große Angst. Da stand Cortes auf, ging zu dem Pferde hin, klopfte es auf den Hals und befahl dem Stallknecht, es wegzuführen. Aguilar aber sagte zu den Häuptlingen, Cortes habe dem Roß den Befehl gegeben, den Indianern kein Leid anzutun.

Während dieses Zwischenspieles erschienen dreißig indianische Träger, sogenannte Tamenes. Die brachten Hühner, geröstete Fische und allerhand Früchte. Wahrscheinlich waren sie nicht so schnell vorwärts gekommen wie ihre Herren.

Die Unterredung zwischen Cortes und den Edelleuten nahm lebhaften Fortgang. Schließlich verließen sie uns sichtlich zufrieden, mit der Zusage, am folgenden Tage mit einem Gastgeschenk wiederkommen zu wollen.

Am anderen Morgen — es war an einem der letzten Märztage 1519 — kam eine Anzahl von Häuptlingen und Vornehmen aus der Stadt Tabasko und den umliegenden Ortschaften. Sie erwiesen uns große Ehrerbietung und brachten uns als Friedensgabe allerlei goldene Schmucksachen und etliche Mäntel, wie sie in jener Gegend getragen werden. Viel war an allem dem nicht daran. Wie bekannt, birgt die dortige Gegend keine Reichtümer. Schätzenswerter war die Schenkung von zwanzig Weibern. Darunter war ein vortreffliches Frauenzimmer, das bald darauf Christin geworden ist und den Namen Doña Marina erhalten hat.

Sie war ein vornehmes Weib, die Tochter eines verstor-

benen mächtigen Häuptlings, Fürstin eines eigenen Gebietes, und man sah ihr sehr wohl ihre edle Herkunft an. Über ihre Schicksale bei uns werde ich bei Gelegenheit weiter berichten. Cortes verteilte die Indianerinnen an seine Ritter. Doña Marina, die hübschste und klügste, wurde die Gefährtin des Cortes, dem sie einen Sohn geboren hat, Don Martin Cortes, den späteren Großritter des Sankt-Jakobs-Ordens.

Cortes empfing diese Geschenke voll Freude und unterhielt sich mit Hilfe von Aguilar lange mit den Häuptlingen, wobei er unter anderem erklärte, so sehr ihn die Geschenke erfreuten, so müsse er doch noch eine andere Bedingung stellen: die sofortige Rückkehr aller Einwohner samt Frauen und Kindern in ihre Häuser. Geschehe dies binnen zweier Tage, so sei der Frieden geschlossen.

Hierauf gaben die Häuptlinge die nötigen Anordnungen, und in zwei Tagen war die Stadt wieder bevölkert. Ebenso bereitwillig waren sie, als Cortes sie aufforderte, ihre Götzen aufzugeben und die Menschenopfer zu unterlassen. Er ließ ihnen, so gut das ging, durch den Dolmetsch den Grundbegriff unseres Glaubens darlegen: daß es nur einen einzigen wahren Gott gäbe. Auch zeigte er ihnen ein Muttergottesbild. Die Häuptlinge meinten, die edle Frau gefiele ihnen und sie möchten sie behalten. Cortes versprach ihnen die Madonna und befahl, in einem der Tempel einen schönen Altar zu errichten und das Bild darüber aufzuhängen. Solches ist dann auch geschehen.

Im Laufe der Unterredung fragte der Generalkapitän die Häuptlinge, aus welchem Grunde sie den Krieg mit ihm begonnen hätten, obgleich er doch immer den Frieden mit ihnen verlangt habe. Ihre Antwort lautete: „Wir bereuen es und Ihr habt uns verziehen!"

Auf die Frage, woher sie das Gold hätten, sagten sie: „Dorther, wo die Sonne untergeht! Aus Mexiko!" — Da uns

dieser Name damals noch nichts sagte, achteten wir nicht weiter darauf.

Fünf Tage verweilten wir in Tabasko, teils um unsere Verwundeten zu heilen, teils um den Nierenkranken, die wir unter uns hatten, Zeit zur Erholung zu geben. Cortes benutzte diese Rastzeit zu nützlichen Gesprächen mit den Häuptlingen. Er erzählte ihnen vom Kaiser, unserem Herrn, und seinen vielen fürstlichen Lehnsleuten. Es sei nur ihr Vorteil, wenn sie fortan unter seiner Oberherrschaft stünden, da er ihnen in jedweder Verlegenheit und Not seine Hilfe gewähren werde. Die Hauptleute sprachen ihren Dank für dies Angebot aus, erklärten sich für Lehnsleute unseres großen Kaisers und wurden so die ersten Untertanen Seiner Majestät in Neu-Hispanien.

Aus: Die Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortes.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: EDUARD UND DIE MÄDCHEN

Phantasie über ein Raimundsches Thema

Eduard, ein junger Mann
Florian, sein Diener
Mali, eine Greislerstochter
Malwine, eine Hofratstochter
Clotilde, eine junge Gräfin
Modestine, eine Königstochter

König Veritatius; Alladin, Höfling; ein kleiner Bub; Malwines Mutter; eine Kammerjungfer und andere Nebenpersonen.

Eduard, der Sohn eines Hausherrn und Zauberers namens Zephises, erhält vom Geisterkönig den Auftrag, für diesen ein junges Mädchen zu suchen, der noch nie eine Lüge über die Lippen gekommen sei. Als Zeichen, woran er die Richtige erkenne, bestimmt der Geisterkönig dieses: Sooft Eduard einem Mädchen die Hand reicht, das von der Lüge befleckt ist, wird sein treuer Diener Florian ein peinliches Reißen, wie von heftigen rheumatischen Schmerzen fühlen. Dieses Motiv, von Raimund im „Diamant

des Geisterkönigs" gebracht, aber nur in der flüchtigsten Form, eigentlich pantomimisch, in einer einzigen Szene, und mit Verzicht auf Individualisierung ausgeführt, gab das Thema der nachfolgenden Improvisation.

I

Greislerswohnung, Hinterzimmer. Links eine Glastür in den Laden, rechts eine Tür in die Wohnung. Eduard tritt ein mit Florian von rechts.

Florian (schnuppert). Es riecht nach Brennöl, nach Hering und nach Sackleinwand — nach Kohl, nach Unschlittkerzen und Salami. Wir sind bei einem Greisler! Nach Waschblau riechts auch, (gerührt) grad wie der Mariandl ihre Händ an einem Dienstag! Oh, das ist gut, das ist sehr gut, junger Herr, daß wir auf einen Greisler gestoßen sind. Greisler sind sehr aufrichtige Leut. Ich hab einen Greisler gekannt am Rennweg, Eck von der Marokkanergass'n, das war der aufrichtigste Mensch, mit dem ich jemals in Berührung kommen bin. Jetzt sind wir aus'm Wasser. Sie nehmen die Greislerische bei der Hand, der Herr Geist macht einen Diamanten aus ihr, und wir schaun, daß wir nach Haus kommen.

Mali (ist hereingekommen aus dem Laden. Sooft die Glastür aufgeht, klingelt es).

Florian. Da steht sie. (Schnuppert.) Nach Weinbeerln riechts und nach Zimmet.

Eduard (tritt verlegen zurück).

Mali. Ja, was wär denn jetzt das, daß die noblen Kundschaften bei der Hintertür in den Laden hereinspazieren anstatt von der Gass'n. Der Herr wünscht gewiß ein Briefpapier. Mit oder ohne Linien? Dumme Frag, der Herr wird doch nicht mit Linien schreiben wie ein Schulbub. (Geht an den Schrank.) Da wär ein sehr feines, mit handgemalten Buketten, aber von denen sind uns die Kuvert ausgangen. (Es klingelt draußen.) Peperl, schau dich um die Budel um. Das ist halt jetzt a so, weil ich allein im

Gschäft bin, es dauert ja nur drei Tag. Die Mutter hat zu der Polditant' aufs Land hinausmüssen wegen die Zwilling, die unversehens ankommen sind. (Wird rot, zupft an der Schürze. Schweigen.)

Florian. Fangen der junge Herr schon an, daß wir nach Haus kommen!

Mali (spricht durch ein kleines Guckloch in der Glastür hinaus). Sechs Kreuzer kostet das Dutzend Wascheln, dummer Bub. Sechs Kreuzer für Sie, Frau von Wimberger, weil Sie eine Stammkundschaft sind, sonst müßt ich sieben Kreuzer verlangen, heilig und wahr. Der Vater sagt, ihm kosten sie heuer selber sechs Kreuzer. Sie sind halt auch so teuer worden, sagt der Vater, grad so wie der Prager Schinken, weil die ungarischen Ochsen in dem Jahr nit haben fressen wollen und dadurch mit dem Hochwasser auf der Donau die Kagraner Gäns' in Rückstand g'raten sind. (Kehrt sich wieder um ins Zimmer.)

Florian (zupft Eduard).

Eduard. Allerdings — ein Briefpapier. Schreiben Sie selbst viele Briefe, Fräulein — Fräulein —?

Mali. Mali ist mein Name.

Eduard. Fräulein Mali! Ein hübscher, aufrichtiger Name.

Florian (ungeduldig). Ja, sehr hübsch! Wir könnten schon am Retourweg sein, junger Herr.

Mali (indem sie Papier herausnimmt und einwickelt). Briefe? Ja, für was soll denn ich Briefe schreiben — wo nehmet ich denn da die Zeit dazu her? (An der Glastür.) Mein Gott, der Bub versteht die Kundschaft nit. (Schreit hinaus.) Kranzfeign, keine Faßfeign, da hängen die frischen, ich schneid von dem frischen Kranz ab, für Sie, Fräuln Netty, weil Sie's sind. (Schließt wieder die Tür. Zu Eduard.) Das heißt, an wen ich schreiben sollt, das hätt ich dann und wann im Leben vielleicht schon g'wußt — aber ich hab halt nit

g'schrieben. (An der Glastür.) Nach Zwiefel? Wie käm denn ein Zwiefel in die Kranzfeign. Fräuln Netty, nein, da sind S' stark im Irrtum, das ist pure Einbildung. Vielleicht daß Sie die Türschnalln ang'rührt haben, es ist grad früher ein Zwiefelkrawat bei der Tür nausgangn. Sie müssen ihm begegnet haben! (Schließt die Tür. Zu Eduard.) Und warum ich nit g'schriebn hab und warum auch künftighin kein Mannsbild von mir ein Brieferl kriegn wird? — warum, darum. (Mit voller Treuherzigkeit.) Weil das geschriebene Wort für unsereins nicht paßt. Unsereins hat sein Abc g'lernt, damit es seinem Vater und seiner Mutter in der Haushaltung oder im Gschäft zur Seiten stehen kann und später einmal mit Gottes Hilfe seinem Mann. Aber das Briefpapier, wo ein Wort das andere gibt und sich ein Satz in den andern verhaspelt und aus einer halberten Aufrichtigkeit bald ein doppelter Strick gedreht wird, da paßt die Mali nit hin, ah nein! (Lacht treuherzig.) Einen guten Blick nach'm Tanz kann einer von mir haben, vielleicht auch ein Busserl beim Pfänderspiel, aber schon nit mehr als eins, aber ein Brieferl — nix da — schwarze Tintn auf weißem Papier is schon dem Teufel sein Schuldschein. Halt da. (Sie steckt den Finger in den Mund.) Warum erzähl ich Ihnen denn das alles? Ich hab doch mein Lebtag zu niemanden so von der Leber weg von diese Sachn g'sprochen. Vielleicht weil Sie so ein ehrliches Gschau haben.

Florian (nähert sich ihr). Sie, Fräuln, is wirklich früher ein Zwiefelkrawat bei der Tür nausgangn?

Mali (treuherzig). Herr Bedienter, was man zu der Kundschaft red', das derfen S' nit auf die Goldwag' legen.

Eduard (für sich). Bezaubernd! Ich danke dir, gütiger Geist, daß du mir einen so reizenden Auftrag gegeben hast! (Zu Mali.) Bereuen Sie, daß Sie mir so schön von sich erzählt haben?

Mali (nickt).

Eduard. Reut es Sie wirklich? Antworten Sie mir, Fräulein Mali!

Mali (läuft plötzlich quer übers Zimmer zu einem Vogelkäfig, der beim Fenster hängt). Ja, du hast ja kein Futter, du armes Viecherl, nein, daß ich auf dich hab vergessen können. Siehst du, so bin ich. (Füttert eifrig den Vogel.)

Florian (flüstert mit Eduard).

Eduard (zu Mali). Hat er wirklich kein Futter gehabt?

Mali. Sie haben mich immer so g'spassig und zugleich so ernsthaft ang'schaut, und da hab ich ausweichn wolln, und wenn ein Frauenzimmer sich was zu tun machn will, da ist sie nie um eine Ausred verlegen.

Eduard. Du kannst nicht lügen, reizendes Kind, deine Notlügen selbst sind noch mit dem Schimmer der Aufrichtigkeit umflossen. Reich mir die Hand.

Mali (verlegen). Ich Ihnen die Hand, ja warum denn? Ich weiß ja nit einmal, wer Sie sind. (Wischt sich die Hand an der Schürze ab.)

Eduard. Wir haben stillschweigend einen Handel abgeschlossen, sein Inhalt ist Geheimnis, ein Händedruck mag ihn besiegeln.

Mali (streckt unwillkürlich die Hand hin, Eduard ergreift sie).

Florian. O je! Auslassen, (schwächer) auslassen. (Seufzt kläglich.)

Mali (erschrocken). Was ist denn das? (Zieht ihre Hand weg.)

Florian. Nix, es is schon vorbei. Wir wissen schon, was wir wissen wolln. Gehn wir, gehn wir.

Eduard (betroffen). Florian, du mußt dich irren, es ist nicht möglich. (Nimmt abermals ihre Hand, zu Florian.) Beherrsche dich!

Florian. Ah, ah! Auslassen.

Mali. Hat er Zahnweh? Ich bring ihm einen Melissengeist!



Florian. Is nit wahr.

Mali. Die Mutter hat öfter Zahnweh, da hilft er ihr immer!

Florian. Is alles nit wahr. Jedes Wort is erlogen.

Eduard (für sich). Ich weiß nicht, was ich sagen soll?

Schorschl (ein kleiner Bub, kommt durch die Wohnungstür verstohlen herein). Fräuln Mali, pst, Fräuln Mali, da is das Brieferl für Herrn Rudolf. Ich hab mirs nit abzugeben traut, weil der Herr August grad die Stiegn runtergangen ist, und's Brieferl für Herrn Ferdinand hab ich beim Kuchelfenster neing'schmissen, aber es is ins Schaffel g'fallen, da hab ichs wieder rausg'fischt. Und's Brieferl für den Mann von der Frau von Huber hat mir der Gschäftsdiener wegg'nommen und hat g'sagt, er muß es seiner Gnädign zeign, die wird dann dem Herrn Gemahl schon zeign, wieviel es g'schlagen hat, und mir wird ers zeign, hat er g'sagt, wenn er mich derwischt, und Ihnen wird sie's zeign.

Mali. Fahr ab, dummer Fratz.

Schorschl (wirft die Briefe auf den Boden). Da habn S' Ihre Brieferln und tragn Sie sichs selber aus. Die Zuckerln habn eh nach ranzign Brennöl g'schmeckt und die Abziehbilder sind nit gangn!

Eduard (stiehlt sich leise zur Tür hinaus, Florian folgt ihm).

II

Zimmer in einer Hofratswohnung. Malwine am Klavier spielt und singt: „Des Mädchens Klage"; bricht ab, steht auf, geht an den Spiegel, sieht hinein, lächelt sich zu, macht ein sentimentales Gesicht. Betty, die kleine Schwester, kommt hereingestürzt ganz nahe an sie, als ob sie sie küssen wollte.

Malwine (bös). Was gibts? Kann man keine Minute im Tag ungestört sein?

Betty (triumphierend). Da schau die Mama, sie hat mein korallenes Kreuzerl um.

Mutter (tritt in die Tür, vorwurfsvoll). Malwine!

Betty (schaut auf Malwinens Füße). Da, und meine guten Kreuzbandelschuh.

Malwine. Ist nit wahr!

Betty. Da, ich hab sie markiert!

Malwine. Sie hat sie mir geliehen.

Betty. Lügnerin.

Malwine. Spionin.

Betty. Putzgredl diebische.

Malwine. Neidhammel verleumderischer.

Betty. Die Person!

Malwine. Die Kreatur!

Mutter. Bettine, Malwine, wie könnt ihr euch so vergessen!

Betty (schießt aufs Klavier zu). Da, die Noten, schau die Mama! Wieder nicht umgetauscht! Sie war zu faul, sie zurückzutragen! Ja, wo war denn die Mamsell heut vormittag, wenn sie nicht in der Musikleihanstalt war. Frag doch die Mama, schlag Sie doch da auf den Strauch.

Malwine (schlägt mit den Noten nach ihr).

Betty (kratzt sie). Schlechtes Gewissen macht grantig.

Mutter. Euer Benehmen, Kinder! Eure Erziehung!

Betty. Pfui Teufel, der Staub! Überzeug sich die Mama von der Fräuln Malwin ihrer Reinlichkeit. (Fährt übers Klavier.)

Malwine (reißt sie an den Haaren zurück). Ich vergreif mich an dir.

Betty. Putzgredl schlampige.

Mutter (neigt sich übers Klavier, muß niesen).

Die Mädchen (zugleich, knicksend). Ihre Würde hat sich geneigt.

Mutter. Eure Höflichkeit hat sich gezeigt.

Die Mädchen (zugleich, knicksend).
Es war nicht bloß Höflichkeit, sondern
Es war auch Schuldigkeit,
Und unsere Lippe spricht,
Was aus dem Herzen bricht.

Mutter (reicht beiden die Hände zum Kuß). Schön, meine Kinder, das ist der Ton, den ich hören will. Vertragt euch doch, Kinder. Du, Malwine, bist die ältere.

Malwine. Darum ist sie mir Achtung schuldig.

Betty. Wenn sie zwischen Mein und Dein unterscheiden lernt, werd ich ihr Achtung erweisen.

Malwine. Mama, hör Sie die Keckheiten, die gemeinen Schimpfreden, mit denen sie mich überhäuft.

Mutter. Malwine, ich bitte, Bettine, ich befehle.

Malwine. Ihr wird befohlen, ich werde gebeten. Es ist nur merkwürdig, Mama, Sie bringen den Befehl heraus, daß er wie eine Bitte, und die Bitte, daß sie wie ein Befehl klingt.

Mutter. Was soll das heißen?

Malwine (frech). Das soll heißen, daß die Gerechtigkeit eine himmlische Tugend ist und das . . . (Sie stopft sich das Taschentuch in den Mund.)

Mutter: Malwine!

Malwine (steht trotzig, klimpert auf dem Klavier, dem Weinen nahe).

Betty (trällert).

Malwine (weint).

Betty. Der sitzen aber die Tränen locker. Das hat sie nicht von Ihnen, Mama, aber vielleicht von Papa!

Mutter (gibt ihr eine Ohrfeige).

Betty (heult, läuft ab).

Mutter (an der Schwelle). Sie hat sie bekommen; ob nicht jemand anderer sie verdient hat, das überlasse ich dir zu bedenken. (Geht ab.)

Malwine (schüttelt sich, geht an den Spiegel, richtet sich die Haare, trällert, setzt sich mit übergeschlagenen Beinen, freut sich an den Schuhen, geht ans Klavier, präludiert. Macht zuerst ein spitzbübisches Gesicht, dann ein sentimentales. Eduard, gefolgt von Florian, tritt leise ein. Malwine singt und spielt, scheinbar als ob sie niemanden bemerkt hätte: Der Eichwald brauset, die Wolken ziehen. Plötzlich springt sie auf mit gespieltem Erschrecken).

Eduard. Oh singe weiter, reizendes, unsagbar liebenswürdiges Wesen.

Malwine. Sie haben meinem Singen zugehört, da muß ich ja in die Erde sinken.

Eduard (tritt ans Klavier). Theklas Klage. Bin ich Ihnen nicht würdig, Theklas Klage von Ihrem Munde anzuhören?

Malwine. Ich kann nicht, ich kann nicht, ich kann nicht.

Eduard. Auch nicht, wenn ich knieend bitte?

Malwine (an die Tür gedrückt). Nein, nein, nein. Stehen Sie auf, oh mein Herr, Sie beschämen mich, ich kann Sie nicht so sehen.

Florian. Gehn wir gleich fort, ich g'spür schon was.

Eduard (springt auf, nimmt sie bei der Hand, führt sie sofort ans Klavier zurück).

Florian (zuckt, fällt auf einen Stuhl, leise, grimmig). Auslassen.

Malwine (ist am Klavier).

Florian (zu Eduard). Alsdann vorwärts, hat schon g'schnappt, gehn wir.

Eduard (zu Florian leise). Du betrügst dich selber, ein Nachzucken des früheren Schmerzes.

Florian. Oha! Das war von einer ganz neuen Lieferung, so da herüber zu, wie rheumatische Koliken mit gichtischen Zufällen vermischt. Sowie wir nach Haus kommen, müssen Sie mich nach Gastein schicken.

Malwine (spielt und singt).

Eduard (leise zu Florian). Kann in einer solchen Seele die Lüge wohnen?

Florian. Reden S' nit auf mich.

Eduard. Die Wahrheit selber kann keine andere Stimme haben.

Malwine (singt weiter).

Florian. Wenn er nit hören will, muß ich fühlen.

Eduard. Liebliches Mädchen, ich weiß deinen Namen nicht, aber im Traum habe ich dich schon gekannt und habe dich Laura genannt.

Malwine. Nennen Sie mich Laura. (Hauchend.) Laura am Klavier.

Eduard. Entzückung.

Malwine (mit geschlossenen Augen). Entzückung.

Eduard. Äonen schweben dahin.

Malwine (wie oben). Äonen schweben dahin.

Eduard. Der Augenblick trägt auf seinen Schwingen den Flügelstaub der Ewigkeit.

Malwine (sieht ihn tief an). Der Ewigkeit.

Eduard (hebt das heruntergefallene Buch auf). Jean Paul.

Malwine (hauchend). Titan.

Eduard. Liane! Ein Tempel ist um dich, Mädchen. Alle himmlischen Geister lächeln dir zu, ihre Tränenperlen sind Tau auf deiner Seele.

Malwine. Ihre Seufzer der Wind, der auf der Äolsharfe spielt.

Eduard. Die Äolsharfe —

Malwine. Mein ganzes Selbst, einsam im Nachtwind, von Menschen nicht gehört.

Eduard. Du bist allein? (Sie setzen sich nebeneinander.)

Malwine. Mit den Eltern lebe ich. Der Vater ist ein hoher Beamter. Ehrfurcht der Seinigen umgibt jeden seiner

Schritte. — Die Mutter ist gütig und streng. Ich lese ihr von den Augen ab, was sie befehlen möchte; eh sie es ausspricht, ist es befolgt. Ein Schwesterl ist noch da, ein halbes Kind und doch schon ein Mädchen.

Eduard. Ist sie dir nah?

Malwine. Sie hängt an mir mehr noch als an der Mutter. Sie trippelt mir nach von früh bis spät. Ich bin ihr Orakel und ihr Beichtvater. Was ist nur an mir, daß ein Kind mich so liebhaben kann?

Eduard. Liebes, süßes, erfülltes Dasein!

Malwine. Erfüllt, und dennoch ist noch für vieles Platz drin. Für vieles? Nein, für eines vielleicht. Keine Leere — Raum — weiter, dunkler, sternleuchtender Raum, durch den unendliche Sehnsucht hinschwebt, Träume, Musik, ein Gebet ohne Worte!

Eduard. Deine Hand, sie mit feuchten Augen zu küssen.

Florian (wird ängstlich).

Malwine. Nie hat ein Mann diese Hand geküßt. (Sie flüchtet.)

Florian (will Eduard halten).

Eduard. Liebe stürmt von Erkennen zu Erkennen! (Ihr nach.)

Florian. Junger Herr! Haben Sie doch ein Einsehen.

Eduard. Deine Hand ist ein Bote der Seele wie dein Gesang, aber die Stimme habe ich nicht küssen können.

Malwine. Was soll ich tun, was soll ich tun!

Eduard (ergreift ihre Hand, küßt sie).

Florian (schreit auf). Auslassen, auslassen, das ist ein rasender Schmerz, gegen den war das Frühere noch ein Mailüfterl.

Eduard (bestürzt). Oh Geisterkönig, bin ich es, den du auf die Probe stellst? Soll ich deinem Barometer mehr trauen als allen meinen Sinnen? (Ergreift abermals ihre Hand.) Bleib bei mir, holdes Wesen.

Florian (wirft sich herum vor Schmerz, schreit durchdringend). Ah!

Eduard (läßt die Hand aus).

Malwine. Ihr Bedienter hat das Hinfallende! Jesus, Maria und Joseph! Betty! Ich fürchte mich.

Eduard (steht entgeistert). Dies die Larve einer Lügnerin. O Welt, Welt!

Florian (reißt ihn weg, beide eilen ab).

Betty (kommt herein). Was ist denn, Malwine?

Malwine. Der schönste Mann, den ich je gesehen hab!

Betty (aufgeregt). Erzähl, erzähl mir doch! Beim Fenster? Oder war er herinnen?

Malwine (steht in ihr Geheimnis versunken).

Betty. So erzähl doch, Malwin, erzähl mir doch. Ich schenk dir das korallene Kreuzerl, wenn du mir alles erzählst.

Malwine. Alles läßt sich gar nicht erzählen.

Betty. Mir kannst du alles erzählen.

Malwine. Bring den Spiegel her.

Betty. Ja, aber dann erzählst du mir.

Malwine. Schenkst du mir dein Kreuzerl?

Betty. Ja, aber erzahl.

Malwine. Gibst du mirs schriftlich?

Betty. Ja, aber zuerst erzähl.

Malwine. Kann man Blicke erzählen!

Betty. Na, es wird schon außer Blicken auch noch was gegeben haben.

Malwine. Ein Blick, der dich einwickelt wie ein Kaschmirschal!

Betty. Hat er um dich angehalten? Nimmst du ihn? Oder bleibst du dem Albert treu?

Malwine (richtet sich den Ausschnitt am Kleid, läßt den Gesichtsausdruck wechseln. Der spitzbübische bleibt zuletzt).

Betty. Erzählst du mir, oder nicht?

Malwine. Wenn du keck bist, gewiß nicht.

Betty (schmeißt den Spiegel zu Boden).

Malwine. Sieben Jahr kein Glück, ätsch, sieben Jahr kein Glück, wirst eine alte Jungfer! (Lacht unmäßig.)

Betty (läuft ab, Malwine ihr nach).

III

Gartenpavillon. Gräfin Clotilde, Jäger, Jungfer.

Clotilde. Der Fremde, der mich interessiert, ist auf unbekannte Weise angekommen, nur von einem Bedienten begleitet. Ich wünsche zu wissen, in welchem Gasthof er abgestiegen ist und wie er seinen Tag verbringt. Welche Lieferanten er sich ins Haus kommen läßt und welchen Friseur. Von wem er Briefe empfängt und an wen er welche abschickt. Ob er in Schuhen ausgeht oder in Stiefeln. Jede Kleinigkeit, auch die, die dir unwichtig erscheint, wird mir berichtet. Ich schicke nicht deinen Verstand aus, sondern deine Ohren. Bin ich begriffen?

Jäger. Sehr wohl.

Clotilde. Es ist gut.

Jäger (verneigt sich, tritt ab).

Jungfer. Er soll auf eine geisterhafte Weise überall plötzlich hereintreten.

Clotilde. Eine reizende Eigenart für das erstemal, für später vielleicht unbequem. Was hast du noch erfahren?

Jungfer. Die einen machen einen zehnfachen Millionär aus ihm, die anderen einen Prinzen, der inkognito reist. So viel ist sicher, daß die Wohnung einer hübschen Greislerstochter der erste Palast war, den er betreten hat. Dann war er allerdings bei einer Hofratsfamilie, aber die Leut geben sich die größte Müh, die Visite zu vertuschen. Überhaupt ist gar nix Bestimmtes herauszukriegen außer dem einen, daß er der schönste Mann auf der Welt ist.

Clotilde. Wenn du nichts weißt, warum langweilst du mich da mit deinem Geschwätz.

Jungfer. Darf ich abtreten?

Clotilde. Bis ich es dich heißen werde. (Für sich.) Ein schöner Mann — sie wissen es nicht, wieviel uns ihre Schönheit bedeutet. Wir sind geschickter als sie und haben ihnen Einiges zu verbergen gewußt. Die Diskretion gegen uns selber haben wir voraus vor diesem unsagbar eitlen Geschlecht. (Grübelnd.) Ein Mann, der alles auf einen Wurf setzt, ist offenbar entweder ein sehr großer Herr oder ein Hasardspieler. Große Herren und Gauner haben die Ähnlichkeit miteinander, daß sie meinen, es müsse alles im Handumdrehen gelingen. Bürger und Bauern erwarten alles von einer stumpfsinnigen, stupiden Ausdauer. Ein schöner Mann! Wie aber, wenn es nicht meine Art von Schönheit ist? (Sie steht auf, zur Jungfer.) Du verschwindest, bleibst aber in Hörweite. (Jungfer ab.) Und wenn er meine Schönheit ist — so ist damit vielleicht nicht gesagt, daß auch ich ohne weiters die seine bin. (Sie geht ein paar Schritte auf und nieder.) Dumme Kreaturen, von denen man umgeben ist. Wieviel schlechter bin ich von ihnen bedient als auf der Jagd von meinen Hunden. Nichts mir von ihm zu melden, das mir für den ersten Augenblick eine Waffe in die Hand gibt. Der erste Moment ist alles. Ein schmelzender Blick oder ein koketter. Parfüm oder kein Parfüm. Der Ton des ersten Gespräches, munter oder gehalten. — Die Stimme ist ein gefährlicher, verräterischer Apparat. (Halblaut.) Berta! (Läutet gleich darauf scharf mit der Handglocke.)

Jungfer (herein, eilig).

Clotilde. Ich hatte befohlen: in Hörweite.

Jungfer. Ich war im Nebenzimmer.

Clotilde. Spitz deine Ohren. Ich hab mich anders entschlossen. Das gelbe Negligé, hier ins Kabinett.

Jungfer (fliegt weg nach der anderen Seite).

Clotilde (pfeift). Das Haar so richten, daß ich es mit einem Griff zum Aufgehen bringen kann.

Jungfer (tuts).

Clotilde (vor sich). Er sei schön, aber nicht so schön, daß er mich überwältigt. Wenn er so schön ist, daß ein einziger Blick von ihm mir mein ganzes Blut ins Herz wirft — daß ich in Flammen stehe von oben bis unten — laß es mich nicht gleich gewahr werden, lieber Gott, erst später, bis er mir gehört. — Aber laß ihn so schön sein, daß die Frau, der ich ihn wegnehme, es nicht überleben kann.

Jungfer (an der Tür knicksend). Das Negligé ist vorbereitet.

Clotilde. Warten! (Dreht sich jäh, sieht im Spiegel Eduard kommen, über die Schulter zurück:) Verschwinden!

Jungfer (verschwindet, schließt die Tür zum Kabinett).

Clotilde (die Augen auf den Spiegel, sehr schnell, laut denkend). Sehr schön — und nicht zu schön — ein bezaubernder Glanz auf seiner Stirne. Nicht der Gang eines großen Herrn, und doch nicht der eines Bürgers. — Ferner auch würde sich ein Emporkömmling schämen, einen säbelbeinigen, seltsam aussehenden Diener hinter sich gehen zu lassen. Ein Etwas von Arglosigkeit um ihn — von Unberührtheit — die unberührte bescheidene Natur muß ihre wahlverwandte Gewalt über ihn haben. Ein zu kluges, ja ein kühnes Wort könnte vor dem Richterstuhl dieser Augen alles verderben. — Es sind die Augen eines Kindes — sie sollen finden, was sie suchen, diese Augen. (Sie kauert sich auf den Boden.)

Eduard (auf der Schwelle). Du bleibst hier, Florian.

Florian. Ah nein, ich geh schon mit, sonst könnt Ihnen so ein Handerl zu lang in der Hand bleiben, und mich täts zerreißen.

Clotilde (beobachtet beide von unten im Spiegel).

Eduard. So bleib hier am Fenster.



Florian. Aber wenn ich schrei und Sie tun nix dergleichen, dann sind wir g'schiedene Leut.

Eduard. Verlaß dich auf mich.

Florian. Hier bin ich, der Barometer muß inner'm Fenster hängen. (Stellt sich rückwärts ans Fenster.)

Eduard (geht nach vorn, Clotilde nickt ihm zu wie ein Kind, sieht ihn mit großen Augen an. Eduard verneigt sich).

Clotilde (wie laut denkend). Wozu die Leut ihr Buckerl machen? Wenn mein Hund hereinkommt, macht er kein Buckerl; er grüßt mit den Augen, das ist mehr. Wenn ich in den Wald komme, grüßen mich alle Vögel — aber anders: schön.

Eduard. Es ist wahr, die kleine Pantomime tut nicht viel zur Sache, wir absolvieren sie aus Gewohnheit. (Ein kleines Schweigen.)

Clotilde. Ja, aus Erziehung. Ich bin nicht erzogen. Ich bin da. Man kann sich setzen da oder da, man kann denken, das wäre ein Baumstrunk, eine Moosbank, man kann schweigen und miteinander dasein. Die Menschen, die das nicht können, mag ich nicht.

Eduard. Mir ist, als hätte mir einmal von einem Wesen geträumt, das so zu mir spräche, (leise) aber das Wesen war nicht so schön.

Florian (für sich). Hat ihm schon wieder einmal geträumt!

Clotilde. Der Mensch dort soll auch sitzen. Ich spüre seine Beine. Sie sind schwächlich in den Gelenken. Ich möchte ihn schlafen sehen, er muß träumen wie ein Jagdhund.

Eduard (winkt, Florian kommt nach vorn und setzt sich seitwärts).

Clotilde. Ich weiß nicht, wer Sie sind. Vermutlich ein Fremder, der gekommen ist, die Glashäuser meines Onkels zu besichtigen, und den die Gärtnerburschen den falschen

Weg gewiesen haben. Ich bin die Nichte des Grafen. Ich betrete die Glashäuser nie. Es ist ein gelogener Palmenwald mit einer gelogenen Luft, da ersticke ich. Sie sind wie die Konzertsäle, in denen ersticke ich auch. Ein Wasserfall im Wald, vor dem man die Kleider abwirft, und hinein wie ein Hecht in das kalte Wasser, und das Gurren der Waldtauben in das Rauschen hinein — von fern der Kuckuck — das ist meine Pastoralsymphonie. Aber man muß die Nacht vorher im Heu geschlafen haben. Da (sie wühlt in ihrem Haar), ich hab immer Heu im Haar!

Florian (gepreßt). Junger Herr, mir is ein bisserl schlecht! So ängstlich is mir.

Clotilde. Im Heu, und vom ersten Wachtelruf unter den erblassenden Sternen erwacht sein. Dann kommt eine Melodie in einen hinein. Die alte Mühle stampft nach der Melodie, der Mühlbach plätschert nach ihr, und wenn man dann im Erdbeerschlag sich hinwirft, dann klopft das Blut in den Händen nach ihr. (Verschränkt die Hände im Nacken.) Was kümmert mich die Welt! Was kümmert mich die Welt! Was kümmert mich die Welt! Hören Sie die Melodie? (Ein kleines Schweigen.) Ihr Gesicht kenne ich noch nicht genug, um darin zu lesen, aber Ihre Hände sehen fast aus, als ob sie diese Melodie verstehen könnten, — obwohl Sie ein Mann sind. Haben Hände Verstand? (Eduard hebt die seinen empor. Clotilde streift ganz leicht seine Hand.) Nein, aber Rasse, und das ist mehr.

Florian (zuckt zusammen, verbeißt seinen Schmerz).

Eduard (vor sich). Sie oder keine. Ich danke dir, Geist, daß du mich vor diesen reinen Spiegel geführt hast.

Clotilde (trällert die Melodie, flicht sich ihr Haar halb auf).

Eduard (tritt zu Florian hin, triumphierend). Wie steht nun dein Barometer?

Florian. Auf Lügen.

Eduard (heftig). Nein.

Florian. Gehn wir heim.

Eduard (erregt). Nein und noch einmal nein.

Florian. Haben Sie Erbarmen, ich muß auf viele Jahre nach Gastein oder Pystian.

Eduard. Ich habe ihre Hand nicht berührt.

Florian. Mich hats g'rissn, ich hab g'nug.

Eduard. Nein, nein, nein! Ich lasse mich nicht zum Narren halten. Willst du einen Tantalus aus mir machen, boshafter Geist? Sei's, ich will noch einmal meinem Schicksal ins Gesicht sehen.

Florian (ängstlich). Ins Gsicht schaun schon, aber nit anrührn.

Eduard (auf Clotilde zu). Du kennst mich nicht, wunderbares, seltenes Wesen? Sags noch einmal, du weißt nicht, wer ich bin und was mich hieherführt?

Clotilde. Sie sind ein wohlgekleideter Mensch, der da hereingelaufen ist. Das ist vielleicht noch mehr als ein Bettler, vielleicht noch weniger als ein Graf, was geht mich an, was Sie sonst sind. Wenn ein Tier des Waldes aus dem Unterholz auf mich äugt, so bekommt es seinen Blick zurück. Wahrheit für Wahrheit. Das ist mehr, als man von den Begegnungen bei unseren Festen und Assembleen sagen kann.

Eduard. Das ist der Goldklang der reinen Natur! Florian, wie ist dir?

Florian. Im voraus miserabel.

Clotilde (trällert vor sich hin).

Eduard. Ich bin wie ein Kind vor einer Harfe — es möcht hineingreifen, um die silbernen Saiten noch einmal klingen zu machen, und es getraut sich nicht. Sprich noch einmal von dir!

Clotilde. Was hilfts. Sie sprechen Ihre Sprache, und ich rede für mich. Der Bach und Wind und Hund und Baum verstehen mich, Sie sind aus der Welt — Welt — haha! Man

heißt es Welt, und es ist doch ein armseliges Gefängnis. Da gibt es Große und Kleine, Hohe und Niedrige, Gefürchtete und Erbärmliche, Herren und Diener. Sie sinds gewohnt, zu befehlen, sich bedienen zu lassen. Ich kanns nicht ertragen, wenn man die Menschennaturen herabwürdigt zu Bedienten und Kammermädchen. In meiner Welt dient die Jugend dem Alter, die Stärke dem Schwachen, die Liebe dem Geliebten. Aber wo ist meine Welt?

Eduard (kann sich nicht länger halten). Reich mir deine Hand!

Clotilde (mit kindlichem Blick ihn ansehend). Das hat noch keiner zu mir in diesem Ton zu sagen gewagt, und gerade darum will ich's tun. Wenn es in den Augen der Welt ein Unrecht ist, was kümmert mich die Welt! (Sie reicht ihm die Hand.)

Florian (schreit furchtbar auf).

Eduard. Nein, nein . . . (hält ihre Hand fest).

Florian (fällt vom Stuhl, stöhnend).

Eduard (hält sich die Ohren zu).

Jäger (tritt hastig auf, stellt sich in Positur, meldet laut). Ich habe alles in Erfahrung gebracht. Es ist ein ganz gewöhnlicher Mensch, aber sein Vater war ein Zauberer und hat ihm zwanzigtausend holländische Gulden jährlich hinterlassen. Er wohnt im Silbernen Schild, trinkt in der Früh Kaffee, mittags gewässerten Wein, abends ein Glas Punsch. Er geht immer . . . (Clotilde versucht Eduard mit sich ins Freie zu führen.)

Eduard (tonlos). Bemühen Sie sich nicht.

Florian (stöhnend zu Eduards Füßen).

Jungfer (ist leise aus dem Kabinett getreten und macht dem Jäger Zeichen, still zu sein).

Jäger (mißversteht die Zeichen und wird viel lauter). Er geht nirgends hin ohne seinen Bedienten, dieser soll ein dienender Geist sein, der mit dem Geruch alle Geheimnisse

erraten kann. Er heißt Florian, hat einen blauen Frack und gelbe Hosen (wird Florian gewahr, erschrickt und hält inne).

Jungfer (läuft hin, drängt den Diener hinaus).

Eduard (hat alles verstanden). Komm zu dir, Florian, ich bin schon bei mir.

Florian. Na, da sein wir ja beisamm. (Umklammert ihn.)

Eduard (ihn mehr tragend als führend, schon nahe der Tür). Gott sei mit Ihnen, schöne Gräfin, er schenke Ihnen einen Mann, der die Sprache der Unschuld geläufiger spricht als ich und der da. Vergib mir, mein armer Florian, daß ich noch immer nicht ausgelernt habe.

IV

Appartements der Prinzessin Modestina. Vorsaal, kleiner Hof versammelt, einige Herren und Damen. Flügeltür links öffnet sich, Alladin tritt ein als Kammerherr, mit dem Stab nach rückwärts schreitend. Dann kommt Veritatius im geblümten Morgenkleid.

Veritatius (in der Mitte des Gemaches, indem er die Verneigungen durch einen Wink mit der Hand erwidert hat, zu Alladin, herablassend, halblaut): Die Nachrichten über seine Einkünfte sind verläßlich? Er ist dermaßen reich?

Alladin. Monströs. Man hat keine Beispiele.

Veritatius. Ich brauche diesmal keine Enttäuschungen zu fürchten? Scharmant. Von dem Wunsch durchdrungen, meinen Untertanen stets das Beispiel — stets und immer das unentwegte Beispiel vorurteilsloser Menschlichkeit zu geben, (für sich) kann man von sich selbst sagen Menschlichkeit, das Wort atmet eine ungeheure Bassesse. Überhaupt zu offiziell das Ganze, hat ein Odeur von Staatsrede, beinahe ein Gerüchlein von Zeitung, unmöglich! — Ganz einfach, ganz einfach, alles entwickelt sich wie zufällig — leichte, vertrauliche Andeutung, aus der sie nichts und alles erraten können, die durch eine veränderte Haltung eventuell

wieder desavouiert wird. — Nichts was aus dem Stil fällt, die berühmte Leichtigkeit Veritatius' XIII. in der Behandlung des Kleinen wie des Großen, das Leichte mit Grandezza, das Schwere wie wenn es ein Scherz wäre. (Laut.) Mein lieber Alladin, Ihr ungereimter Einfall, mir einen jungen Fremden von Distinktion in den Gemächern der Prinzessin zu präsentieren, amüsiert mich, ich genehmige ihn. (Leiser.) Ich bin hier wie zufällig, ich beschäftige mich damit, die Lektüre meiner Tochter, ihre Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten zu kontrollieren. (Laut.) Wie sind Sie mit ihrem Anschlag zufrieden, liebe Hagelstange?

Hofdame. Der Anschlag zeugt wie alles, was die Prinzessin von sich gibt, von großer Festigkeit des Charakters.

Veritatius. Das sollte er nicht, liebe Hagelstange, gerade das sollte er nicht, wenn sie eine Musikantin werden wollte; aber da sie eine Prinzessin ist, wird das Klavier sich wohl fügen müssen. Eintreten lassen. Ganz ohne Formen eintreten lassen. Ganz konversationell. Früchte und Wasser servieren lassen, wenig Früchte mit viel Wasser; à l'Orientale.

Alladin (winkt, eilt an die Tür).

Veritatius (zu der anderen Hofdame). Der Eigensinn der Prinzessin in dem gewissen Punkt hält an?

Hofdame. In dämonischer Weise — ich bin nicht imstande ein Wort zu placieren, ohne daß ich die ferocesten Antworten —

Veritatius. Scharmant, scharmant, ein reizendes Kind — ah. — (Bewegt sich der Tür entgegen.)

Eduard (ist aufgetreten, hinter ihm wird Florian von vier Dienern hereingetragen, Eduard sieht sich ängstlich um).

Alladin. Ich bin ratlos — ich war nicht informiert, er insistiert seinen Begleiter, der gelähmt zu sein scheint, in dieser Form mitzubringen, ich weiß nicht —

Veritatius. Scharmant, scharmant! Man muß enorm

reich sein, um sich selbst an diesem Ort so auffallende Seltsamkeiten zu gestatten!

Alladin. Befehle ich, ihn zu entfernen?

Veritatius. Wozu? Was wir nicht zu bemerken kondeszendieren, das existiert nicht! Ich sehe einen scharmanten jungen Mann, weiter nichts. Lassen Sie die Prinzessin avertieren. (Hofdame mit Alladin ab.)

Veritatius (winkt Eduard mit der Hand, der sich ihm unter Verneigung nähert). Guten Tag, guten Tag, Sie sind viel gereist, die Welt war Ihnen offen, unsere Hauptstadt ist die letzte, die Sie aufsuchen?

Eduard. Verzeihung, Majestät, es ist der Befehl einer höheren Macht, der mich nunmehr —

Veritatius. Ohne Zeremonie. Ihre Situation erlaubt Ihnen viel, wir sind gesonnen, Ihnen viel nachzusehen. Ich zähle nicht zu den Monarchen, die keine höhere Macht über sich erkennen. Ihre Ankunft hier war mir der Fingerzeig einer solchen.

Florian (zu den Hofherren). Aufstellen! Ich muß stehen! Damit ich wieder hinfallen kann! (Die Hofherren stellen ihn auf.)

Veritatius (ist indessen in Konversation mit Eduard).

Florian (zu den Höflingen). Ich tu's für den jungen Herrn. Ich hab der Mariandl versprochen, daß ich ihn niemals im Stich lassen werd.

Veritatius (zu Eduard). Meine Bankiers und Grundbesitzer, meine guten Manufakturinhaber usw. überbieten sich vermutlich in einem solchen Falle in verlockenden Anerbietungen. Meine Situation ist eine andere. Die Prinzessin bringt dem Mann, der das Glück haben sollte, sie die Seine nennen zu dürfen, außer der traditionellen Schönheit der Töchter unseres Hauses nur eine Habe mit, aber es ist die, welche die Feen in die Wiege der Höchstgeborenen legen: jenes gewisse Etwas, an das bis heute, Dank sei Gott, weder die

Tiraden der Dichter noch die Perfidien der Zeitungsschreiber heranreichen.

Prinzessin (tritt ein, verschleiert; wechselseitige Verneigung).

Veritatius (mit etwas erhobener Stimme). Darf ich dich bitten, mein Kind, einen jungen Fremdling, den ich selbst dir vorführe, so zu begrüßen, wie du wünschen würdest, einen deiner Brüder von der Prinzessin eines souveränen Hauses begrüßt zu wissen. Meine Tochter, die Prinzessin Modestina. (Lautlose Stille.)

Modestina (entschleiert sich).

Eduard (zittert).

Florian. Hinten bleiben, daß ich mich nicht anschlag!

Modestina (sie ist sehr schön; wie sie spricht, begleitet eine leise Musik ihre Rede). Gewohnt, den Befehlen meines Vaters zu gehorchen —

Florian (schreit leise auf, taumelt nach vorn). Die muß schon g'logn habn, bevor s' auf die Welt kommen is! Junger Herr, wenn ich sterben muß, so lassen S' mich zu Haus sterben.

Eduard (vor sich). Geist, ich habe genug von deinen Lektionen. Schleudere mich, wenn du etwas noch für mich tun willst, in die kümmerlichste Hütte zurück, aber daß ich keines dieser Gesichter zu sehen brauche! Es könnte kommen, daß ich die funkelnden Sterne für Lügen und die Mienen der Blumen für heuchlerisch ansehe!

Florian. Ja, beten wir, daß wir schnell heimkommen.

Eduard. Nimm uns hinweg, gütiger Geist. (Sie versinken vor aller Augen. Die Hofleute springen entsetzt zurück.)

Veritatius (ohne sich herabzulassen, das Ganze zu bemerken, zu Alladin). Keinen Eifer. (Zu Modestina.) Die Hagelstange sagt mir von deinem Anschlag das Beste, liebes Kind, — ich verbiete Ihnen, Hagelstange, das Bonmot zu wiederholen, mit dem ich Ihre Bemerkung erwidert habe,

mögen Sie es noch so gut finden. Die Prinzessin hat genug gesunde Vernunft —

Prinzessin (zu der Hofdame wütend). Das, Kanaille, hat Sie mir eingebrockt. (Wendet sich scharf und geht.)

Veritatius (nimmt eine kandierte Frucht aus einer Schale). Scharmant, scharmant.

Alladin (kann sich noch nicht fassen, zittert).

Veritatius. Scharmant, lieber Alladin, scharmant! Eine Morgenstunde wie diese, im Appartement meines lieben Kindes, im Kreise meiner Engsten, ohne die Beschwerde, auch nur ein fremdes Gesicht sehen zu müssen, ist mir selten vergönnt. Scharmant. (Er geht ab mit seiner Begleitung.)

Vorhang

THEODOR DÄUBLER: ZWEI GEDICHTE AUS DEM „NORDLICHT"

Begeistrung

O Sonne, Sonne, ich empfange rings Gedanken,
Der Sonnenwonne meine Jubeltat zu weihen,
In Fabeln dir für meinen Farbentag zu danken.

Es wallt die Phantasie durch lange Kaktusreihen,
Zu bleichen Weihern unter glühenden Gesträuchen,
Und drinnen schreien buntgescheckte Papageien.

Ich wähne Menschen mit verwundernden Gebräuchen:
Die Gluten ferner Tropen kann ich bloß vermuten.
Die Seelen kommen selbst. Nur still! Nur keine scheuchen!

Nach meinem Norden, wo einst Wesen schrecklos ruhten,
Ziehn viele wieder, wie zu fernen Nestern:
Denn alle schweben nun, die Furchtbaren, die Guten!

Die Neger, Tiger, Schlangen, die wir hart verlästern,
Beginnen tief in mir die Schöpferkraft zu wittern
Und sagen klar: Die Zeit ist arg und elend schlecht das Gestern.

Die Seelen aber finden sich: sie beichten, zittern.
Die Häscher sind so unschuldsvoll wie jeden Morgen.
Die Morgen kommen! Die Sünde wird uns nicht verbittern.

Des Dichters Geist beginnt für euch zu sorgen.
Ihr Leidenden, erscheint: Ich weiß vom Weltenwehen
Und kann den Trost dem großen Norden schon erborgen.

Wir müssen morden! Dieses Muß wird Gott umflehen!
Der Opfer Blut, der Schlächter Blut darf kalt erstrahlen,
Fängt der Verstand doch an, die Dinge einzusehen.

Empfangen wir den Geist, verblassen alle Qualen.
Die armen Tiere können sich des Herrn erbarmen.
Sie nahen schon. Sie glasten unter Glanzportalen.

Der Schöpfer läßt, gerührt, sie abermals erwarmen.
Da ziehn sie fort: und unser Herrgott bleibt verlassen.
Zu einsam schaurig wäre es in seinen Armen!

Wir danken, Herr, daß wir dein Leiden miterfassen:
Daß wir durch tausend Sonnen herzhaft an dir hangen,
Vor deinem Antlitz, durch das Mondlicht, kalt erblassen,

Bewußt, im Dunkel, deinen Schlummer stumm erlangen.

ATEM

Nur Sehnsucht sind die Augen, bloß der Mund Besitz:
Nur Traumgewitter Blicke und der Tag ein Kuß:
Das Dasein ist Verwolkung, Gott allein der Blitz:
Ich selbst bin Feuer, da ich glaubhaft bleiben muß.

Begierig sind die Blicke: Milde west im Hauch:
Und Wahrheit, Unerschautes wogt das Wort ins Lied.
Das Unerhörte scheuche fort, wie Glut den Rauch:
Sich selber hört die Seele, die das Fremde sieht.

Hinweg vom Schaustück! Aussichtslos und ohne Gier,
Enthebe mich der Geist. Zurück zu Wind und Mund!
Mein Atem ist ein Sang, sein Klang der Tag in mir.
Mein Ruf bleibt Wucht und Sturm: ein Schlund mein dunkler
Grund.

An meinem Lied, an meinem Leide will ich hangen.
Des Schmerzes Feuerlippen löschen mein Verlangen.
Ich bin so weit, ja viel zu weit, in mich gegangen.
Wind wehe mich ins Weh, wo andere Wesen bangen.

*

Ein lächelndes Wesen erscheint mir im Winde.
Ein Weib wird vom Sturme nach Westen getragen.
Gesicht, das ich leibhaft und wirklich empfinde,
Wie kann ich dir nahen? Es bangt mich zu fragen!

So weht denn vorbei, holde Sehnsuchtsgebilde!
Ihr silbernen Träume, entschwirrt wie Gewitter.
Ihr perlbleichen Geister verschwiegner Gefilde,
Vermummt meinen Wunsch durch ein Schneeflorgeflitter.

Ich sah ja das Lächeln. Die Nacht wurde heller.
Jetzt wandre ich heiter, noch tiefer und weiter.
Mein Sang sagt die Wahrheit, stets klarer entquell er!
Verheißenes Weib, es erschaut dich ein Streiter!

Erleuchtete Nächte, ich liebe das Lachen,
Dem Geister und Seelen unendlich vertrauen.
Vergoldete Morgen, die Menschen entfachen,
In euch will ich plötzlich vor Freude ertauen.

HENRIK PONTOPPIDAN: KINDER DER MENSCHEN

An einem wolkenlosen Sommermorgen wurden zwei Männer über eine breite und spiegelblanke Förde gesetzt.

Der eine von ihnen war ein großer, krummgebeugter Greis von ehrwürdigem Aussehen mit einem langen, gelblich-weißen Bart, der an den Spitzen fast grün von Alter war. Er saß da, die knochigen Hände auf dem Griff eines Stabes, und starrte unter den buschigen Brauen mit einem großen, unergründlichen Blick vor sich hin. Der andere war sowohl jünger als auch kleiner von Gestalt und hatte ein pausbackiges, rotfleckiges Gesicht mit zwei Büscheln schwarzen Backenbartes unter den Ohren und mit großen, dunkelblauen, gewölbten Brillengläsern vor den Augen. Beide waren sie ärmlich gekleidet, in alte, schwarze Anzüge, hatten breitkrempige Hüte auf dem Kopf und einen Wachstuchranzen auf dem Rücken.

Es waren der liebe Gott und Sankt Peter.

Der Fährmann, ein bärenbreiter, rotbärtiger Fördenfischer, stand aufrecht im Hintersteven des Bootes, das er mit Hilfe eines Wrickruders durch das blanke Wasser dahinführte, während er die beiden sonderlich aussehenden Fremden mit einem Lächeln betrachtete.

„Hol mich der Teufel, ich kanns nicht in meinen Kopf hineinkriegen, was ihr da drüben wollt, ihr guten Männer", nahm er eine kürzlich unterbrochene Unterhaltung wieder auf. „Wie ich euch bereits gesagt habe — da drüben ist nichts weiter als verdammter Tod und Teufelswesen. Seit fünf Gottesmonaten ist da auch nicht ein Tropfen Regen gefallen, da könnt ihr doch wohl begreifen, in was für ein Elend ihr hineinkommt. Wenn ihr deswegen auf meinen Rat hören wollt, so wendet die Nase lieber nach einer andern Richtung — denn sonst könnt es wohl geschehen, daß ihr daliegt und sie in die Luft hineinsteckt, ehe ihr noch Zeit

gehabt habt, euer Vaterunser zu beten. Sie krepieren da drüben wie die Fliegen bei Frostwetter, und nicht mal ein Schillingskringel ist in dem ganzen Kirchspiel zu bekommen."

„Ja, dann wird es sich wohl gerade für uns passen, dahin zu kommen", erwiderte Sankt Peter; er saß da, die Hände auf den Knieen, und wiegte sich hin und her, während er schräg über die Brille hinwegsah. „Dann haben die Unglücklichen ja noch mehr als sonst den Trost des Wortes Gottes nötig."

„Zum Teufel mit Gottes Wort, mein guter Mann — davon werden die Ärmsten auch nicht fett! Nein, der liebe Gott sollte ihnen lieber einen tüchtigen Regen schicken, dann kann er sich seinen Trost, verdammt und verflucht, sparen!"

„Jetzt redest du ja gottslästerlich!" sagte Sankt Peter strenge; — er hatte seinen Herrn bei den Worten des Fischers tief seufzen hören. „Denk doch an deine ewige Seligkeit, Mensch!"

„An meine Seligkeit? Ach, auf die pfeif ich, Väterchen!... Wenn der liebe Gott so ist, daß er die Menschen daliegen läßt, daß sie leiden und sich mehr quälen als Wurmgezücht und aus Todeshunger Ratten und Läuse und ihren eigenen Kot fressen — dann ist er nicht der Mann, für den ich ihn gehalten hab! Und ich sag man bloß, daß, wenn er es fertigbringt, so gegen uns zu sein in der kurzen Spanne Zeit, die wir hier auf Erden leben, — ja, dann kann man ja niemals wissen, was er sich ausdenken mag, um uns da oben in der Ewigkeit zu quälen und zu peinigen."

Sankt Peter zitterte vor heiliger Erregung. Sein Gesicht war zum Zerspringen rot.

Jedoch noch beherrschte er seinen Zorn und sagte sanft ermahnend:

„Laß deine Zunge dich nicht verführen, mein Freund! Vergiß nicht, daß dein himmlischer Vater ein jedes deiner Worte hören kann!"

„So—o? Kann er das? Daran glaub ich übrigens nicht.

Ich denk mir, der liebe Gott muß noch stocktauber sein als meine alte Muhme, da er all das Jammergeschrei und die Gebete nicht hört, die in diesen Tagen zu ihm hinaufgesendet worden. Denn wenn er bloß so viel Herz im Leibe hätt wie ein Hering, denn würd er wohl Mitleid haben mit all dem Elend, das er hier auf Erden angerichtet hat."

„Vermessener!" rief jetzt Sankt Peter und wollte aufspringen — aber der liebe Gott legte ihm die Hand auf den Arm und murmelte sanftmütig:

„Still, Petrus!"

Da sank er wieder auf die Bank zurück und begann leise zu beten.

Nach einer Weile erreichte das Boot das Ufer der Förde, und die beiden Wanderer stiegen an Land.

Der liebe Gott und Sankt Peter folgten einem Steig, der sich quer durch das Land zog, und sie waren noch nicht viele Schritte gegangen, als sie rings um sich herum die Spuren der Zerstörung sahen, die die Dürre und die Hungersnot angerichtet hatten. Auf den kahlen Feldern war auch nicht ein Strohhalm übriggeblieben. Es sah so aus, als wenn Feuerbrände darüber hingegangen wären. Über der lehmfetten Erde lag eine trockene rotbraune Staubschicht, die durch den leisesten Windhauch in wirbelnde Bewegung gesetzt wurde und die Luft mit einem aschenähnlichen Staub anfüllte. Das ganze Land war gleichsam in einen brandroten Nebel gehüllt, durch den die Sonne wie eine blutrote Mondscheibe zu sehen war. Ringsumher auf den Feldern lagen stinkende Kadaver von verrecktem Vieh. Einige waren bereits halb zusammengefallene, von der Sonne gebleichte Skelette, andere lagen, die vier steifen Beine in die Luft gestreckt, da mit aufgetriebenem Magen und leichenhaft grinsendem Maul. Über ihnen flatterten Scharen von großen, stummen Vögeln mit struppigem Gefieder und mattem Flügelschlag.

Man vernahm keinen Laut. Es war, als strecke sich die Erde in dem letzten stummen Todeskrampf. Aus einem entblätterten Wald schleppte sich ein Fuchs auf dem Bauch dahin, die Zunge hing ihm wie ein Ende bleichen Darms aus dem einen Mundwinkel. Drei Schritt kroch er vorwärts, dann schwankte er und fiel — kroch abermals drei Schritt weiter, schwankte und fiel.

Nach Verlauf einiger Zeit gelangten die beiden Wanderer an ein Dorf, dessen Strohdächer der Sonnenbrand ganz weiß gesengt hatte und dessen Teich ausgetrocknet war, so daß der steife Lehm auf dem Boden tiefe, klaffende Risse bildete. Hier begegnete ihnen ein noch fürchterlicherer Anblick. Viele von den Hütten standen leer, und durch die Türen und Fenster verbreitete sich ein entsetzlicher Gestank von den unbeerdigten Leichen, die da drinnen lagen und in den Betten vermoderten. Aus andern Häusern tönte herzzerreißendes Jammergeschrei, Stöhnen und Schluchzen. An einer Stelle lag eine Familie mitten auf der Straße und streckte die matten Hände zum Himmel empor, indem sie um Barmherzigkeit flehte; es waren halbnackte, dunkelbraune Menschenskelette, mit Wunden und Kot bedeckt: eine Mutter mit einem sterbenden Kind an der ausgetrockneten Brust, ein paar Greise und ein junges Mädchen, dessen Kopfhaar die Dürre gänzlich abgesengt hatte.

Als Sankt Peter dies Elend sah und diese flehenden Gebete hörte, schmolz sein Herz, und er wandte sich an seinen Herrn und sagte:

„Lieber Meister! Wende deinen Zorn von diesen Unglücklichen! Höre, wie sie bereuen und beten!"

Aber der liebe Gott starrte mit seinem großen, unergründlichen Blick vor sich hin. Es war, als höre er Sankt Peters Worte nicht — und sie wanderten weiter zwischen ausgestorbenen Häusern und halbverzehrten Menschenleichnamen.

Nach einigem Wandern kamen sie an die Kirche, die ein wenig außerhalb des Dorfes lag und deren eherne Glocken in den letzten Monaten Tag und Nacht geläutet hatten, um die Gnade des Herrn zu erflehen.

Schon vor der Eingangstür sahen sie eine zusammengeströmte Schar von ausgehungerten Elenden, die sich auf Hand und Knie hierhergeschleppt hatten, um in das Heiligtum hineinzugelangen. Innerhalb der Mauern war es bis an den Altar gedrängt voll. Es sah so aus, als wenn alle die fahlen Leichen des Friedhofes aus ihren eingefallenen Särgen herausgestiegen wären und sich in der Kirche versammelt hätten. Aus allen Stühlen streckten sich welke Knochenarme zum Himmel empor. Die Luft unter dem Gewölbe tönte wider von den Anrufungen der Unglücklichen und war gesättigt von dem Gestank ihrer Unreinheit und ihrer Wunden. Nur der Geistliche, der auf der Kanzel stand, und der Küster, der in seinem geschlossenen Stuhl saß und schlief, strotzten vor Fett. Denn der Kirche hatten alle ihre letzte Kanne Most gebracht und ihr letztes Weißbrot geopfert, um Gott milde zu stimmen und seinen Zorn abzuwenden.

Und der Geistliche nahm eine frische Prise, schlug mit der Faust auf die Kanzel und rief:

„Denn ich sage euch, ihr Gottlosen und Frechen! — solange ihr nicht Gott dem Herrn alles gebet, bis zu eurem sündigen Fleisch, soll der Fluch des Ewigen auf euch ruhen — —!"

Aber Sankt Peter jammerte diese Not, und er wandte sich wieder an seinen Meister und sagte:

„Herr! Herr! Erbarme dich doch ihrer! Höre, wie sie bereuen und beten!"

Der liebe Gott aber stand da, als höre er seine Worte nicht, und während der Lärm von den Gebeten der Unglücklichen immer höher unter den Kirchenbogen emporstieg, sah Sankt Peter ein seliges Lächeln über das Antlitz seines Meisters gleiten.

Da entsetzte sich Petrus in seinem Herzen, und er rief: „Herr! Herr! Bist du der Gott der Barmherzigkeit, wie du sagst, — so erzeige hier Barmherzigkeit! Denn sonst glaube ich dir nicht länger und will dir nicht mehr dienen... Horest du nicht, wie sie rufen? Siehst du nicht ihre blutende Reue?"

Da sah der liebe Gott Sankt Peter betrübt an und sagte: „Petrus! Petrus! Jetzt redet ja dein Mund gotteslästerlich wie vorhin der Mund des Fährmanns. Aber diesmal soll dein Wille geschehen — denn deinen Zweifel will ich abwenden, du sollst sehend werden."

Mit diesen Worten verließ er die Kirche, und als sie den Gipfel eines Hügels außerhalb des Dorfes erreicht hatten, erhob der Herr seine Hände — und siehe! — am Horizont stiegen große, schwarze Wolken auf, die Sonnenscheibe wurde verdunkelt, und der Regen strömte herab.

Und der Regen fuhr fort zu strömen — —

Vier Wochen lang strömte der Regen herab auf das ausgedörrte Land.

Da begann es unten längs der Moore zu grünen. Bäche und Flüsse fingen an zu schwellen, und der Wald trieb Knospen. Bald lugte auch das Gras ringsumher aus der fetten Erde der Hügel hervor, die von den Kadavern des Hungertodes gedüngt worden waren; die Lerchen kehrten zurück, Star und Hänfling fingen an zu flöten ... als der Herbst kam, stand das ganze Land da und strotzte von einer Reichtumfülle, wie man nie etwas Ähnliches gekannt hatte.

Zu dieser Zeit kehrten der liebe Gott und Sankt Peter gerade in die Gegend zurück.

Überall war man emsig beschäftigt, die reichen Gaben des Himmels einzuheimsen, und auf allen Wegen begegneten den beiden Wandersleuten schwankende Kornfuder mit vollbusigen Schnitterinnen und dickköpfigen Knechten, die auf den Korngarben lachten und schäkerten.

Die Knechte hoben die Branntweinflasche hoch in die Höhe, als sie vorüberfuhren, und schrieen: „Prost, ihr Alten! ... Wollt ihr einen Schluck abhaben?“ Und die Mägde streckten zärtlich die Arme nach ihnen aus und sangen:

„Komm, du Süßer, küß mich warm.
Sieh, ich lieg in deinem Arm!“

Aber aus keinem Munde hörte man den Namen des Herrn nennen, hörte man seine Werke preisen.

„Verstehst du nun, Petrus?“ fragte der liebe Gott.

Sankt Peter antwortete nicht, und sie gingen in das Dorf. Hier saßen die Frauen draußen auf den Fliesen vor den schönen, neu aufgeführten Häusern, die rundlichen Säuglinge an den milchstrotzenden Brüsten, und tranken Kaffee, klatschten, scherzten und lachten. Mitten im Dorf war ein neuer Krug erbaut mit Kegelbahn, Schaukel und einem großen Tanzsaal, und der Wirt und seine Leute waren eifrig beschäftigt mit den Vorbereitungen zu dem großen Erntefest, das in diesen Tagen hier abgehalten werden sollte. Eine Schar trunkener Männer saß in der Schenkstube und fluchte und zankte.

Nirgends aber hörte man Gottes Namen nennen, hörte man seine Werke preisen.

„Verstehst du nun, Petrus?“ fragte der liebe Gott.

„Herr!“ flüsterte Petrus und senkte den Blick zu Boden.

Schließlich kamen sie an die Kirche, wo die ehernen Glokken gerade die Gemeinde zur Andacht und zur Lobpreisung Gottes riefen. Aber nur ein paar schwangere Frauen und ein Krüppel saßen in den Stuhlreihen und schliefen halb; und der Geistliche, der auf der Kanzel stand, und der Küster, der trübselig in seinem geschlossenen Stuhl saß und nickte, sahen beide ganz gespensterhaft aus in ihrer fahlen Magerkeit.

Und der Geistliche faltete die Hände und seufzte in die leere Kirche hinaus:



„Denn ich sage euch, lieben Freunde — o, meine lieben Freunde! — der Herr fordert nichts, gar nichts von euch. Nur daß ihr ihn nicht vergesset — nur daß ihr seiner gedenket, daß er euer herzlieber, himmlischer Vater ist — —“

Als die beiden Wanderer aus der Kirche herausgekommen waren, sagte der liebe Gott·

„Nun, Petrus?“

Da sank Sankt Peter seinem Meister schluchzend zu Füßen:

„Herr! Herr! Verzeih mir!“

Berechtigte Übertragung von Mathilde Mann

ZWEI GEDICHTE VON ALBERT EHRENSTEIN

STRAFE

Kaum im Raum,
und schon für kurze Freuden
mußt ich im Schlafe leiden
wohl einen schwarzen Traum:
ich lag auf meinen Steinen,
wo Weiden Trauer weinen,
und sah vorübertreiben
ein Schiff und einen Baum.
Im Winde ward mir weher,
der Kahn, der kam mir näher,
und starb zum Sarg im Nu.
Schilfmüde trieb er träger,
hinglitt ich selbst zur Ruh;
ich barg mich, sank im Sarge.
Im Wasser — Strich die Spur

Auf der hartherzigen Erde

Dem Rauch einer Lokomotive juble ich zu,
mich freut schneeweißer Tanz der Gestirne,
hell aufglänzend der Huf eines Pferdes,
mich freut den Baum hinanblitzend ein Eichhorn,
oder kalten Silbers ein See, Forellen im Bache,
Schwatzen der Spatzen auf dürrem Gezweig.
Aber nicht blüht mir Freund noch Feind auf der Erde,
ferne Wege gehe ich durch das Feld hin.

Ich zertrat das Gebot:
„Ringe, o Mensch, dich zu freuen
und Freude zu geben den andern!“
Düster umwandle ich mich,
vermeidend die Mädchen und Männer
seit mein weiches bluttränendes Herz
im Staube zerstießen, die ich verehrte.
Nie neigte sich meinem einsam jammernden Sinn
die Liebe der Frauen, denen ihr Atmen ich dankte.
Ich, der Fröstelnde, lebe dies weiter. Lange noch.
Ferne Wege schluchze ich durch die Wüste.

HETTA MAYR: JUDAS

Ich habe aus dem göttlichen Gefäß,
Das schimmernd bei dem Abendmahle kreist
Und das die treuen Elfe gegen Durst
Nach Tageswerk leeren, still und köstlich
Ein heimlich Gift geschlürft. Meines Tages Amt
Treibt nicht den Schweiß; ein heimliches Minieren
Im Dienst der Mächte, die der Weltgeschichte
Die Schienen vor die Füße schmeicheln, sie
Belächelnd, solch Amt entkörpert; meines Aufmerkens



Lebendge Fäden zittern in dauernder Fühlung
Versuchend hab ich diesen Kreis betreten
Redlicher Männer, die in Liebe hängen
An einem Meister und als Glaubens Ausweis
Nachfolgen, wie er führt. Versuchend
Ward ich versucht.
Denn aus dem göttlichen Gefäß, das schimmernd
Beim Abendmahle kreist, hab ich
Ein Gift geschlürft.
Wie nenn ich dich, Gezogensein
In einen Wellentrichter? Hinab
Bin ich gebunden, an Winden zieht herauf
Mein Geist das Rätsel. Geist? Was ist denn Geist,
Seit ich dies Eine bin? Hinunter, herauf,
Versucht, versuchend, ins Herz dem Einen bohrend,
Das Herz dem Einen bietend, nicht zu sicherm Heim,
Zum Sarge, dessen Deckel über den Raub
Sich auf immerdar legt, so wogt Erleben
Und ebbt zum Meister hin. Wie schließe ich dich,
Rabbi, in ewigen Besitz? Taucht oben ein Engelsfittich
Im Himmelsgold her und hin, wohl, leichter Engel,
Freue dich! Sinkst du zum Grau der Erde ab
Und streift dein Gold sich von den Flügeln, Engel, dein Gott
Kann es erneuern. Aber sträubt das Gefieder,
Zergeht die Schwungkraft in der Angst, und fällst du,
Des Schwebens bar, schwer dort hinab, wo du
Leib an Leib gepreßt im Einzelkampf
Mit Jenem ringen mußt, der Satan heißt und der
So dunkel ist wie Gott und Seine unerschöpflichen
Namen und Mienen trägt wie blinde Masken,
Dahinter — weißt du es? — Gott selber lauern
Und dich versuchen kann, so daß dein Arm
Das Schwert zückend gezückt wird um den Hals
Des Feindes liebessüchtig, dann weh!

Weh, Engel, nie läßt dich der Abgrund frei!
Es schmiegt die Einfalt sich dem Tausendfältgen,
Und der ihr aus dem Fittich Kiel um Kiel zieht,
Dem spreitet sie schützend vor ihres Fittichs
Trauernd Bekenntnis.
Seele des Rabbi, hüte dich, du bist
Schimmernd in Einfalt.
Wohl kann der heilge Gott die Seele lösen
Und höhenwärts ziehn. Doch die erschüttert ist, zittert
Auch in goldner Wolke und schlägt die Stirn
Ins göttliche Licht. Allorts denkt sie der Tiefe.
Es hält der Dunkele gefangen
Seine himmlische Braut.
Ich habe an das göttliche Gefäß,
Das schimmernd bei dem Abendmahle kreist,
Meinen Mund gelegt. Nimmer höre ich auf,
Rabbi, dich zu berühren! Einen Kuß
Erdenke ich, Rabbi, der dir, Schmerz ohnegleichen,
Die Kraft verbrennen soll. Und lehnst erschöpft du,
Rabbi, dich,
Wann ich dich küssen werde, in dem Beisein
Getreuer Jünger, an Mich, den Einen,
Der küssend dich verrät, dann werfe ich
Das Leben fort, das kein Erleben mehr,
Nach diesem, für mich findet.

ULI KLIMSCH . FRÜHLING

O daß er wiederkam!
O daß er wieder nahm,
was seinem Duft gehört
und seines Zaubers flüchtgem Wandern.

O daß er wiedergab,
was dir im Grunde wächst
wie Flügel leicht;
in seinem Schoß von dannen nahm,
was schluchzend
und was jubelnd Abschied will.

O daß er nahm,
was wandern mußte,
was treulos scheidend,
tränenbringend,
doch sich so innig liebend
fast verzehrt.

Hinauf! hinab!
wallts auf und weiter,
folgt den Winden,
wo sich viel Ahnung wiegt
und buntes Knospen.
O lebe wohl, du Traum,
und fliehe blühend, Blüte!

Und ihr nur, seufzet nicht!
so: ach und o,
laßt jubeln uns:
O daß er wiederkam!

KARL SCHEFFLER: VOM WUNDERN

Der aus dem Altertum stammende Rat, dem Horaz die Prägung „nil admirari“ gegeben hat, war nach dem Herzen unseres Zeitalters. Sich über nichts wundern, sich einer klugen Skepsis befleißigen und über alles die Erfahrung stellen; das war das Zeichen des Jahrhunderts. Selbst der

Dichter, der Deuter des Zeitgeistes, zuckte mit bitterer Resignation die Achsel und sagte mit allen seinen Werken: so ist das Leben! Es regierte der Verstand, der Begriff; und das Endergebnis solcher Begriffskultur war eben jenes stoische „nil admirari“. Dieses Schlagwort ist aus dem Geist einer kritischen Gesinnung gesprochen, es ist die Formel von Praktikern, die zweckvoll wollen, die Formel von Kaufleuten, die den Menschen kennen müssen, weil sie ihn mißbrauchen, von Weltleuten, die jedermann, auch sich selbst, ein wenig verachten, von Genußmenschen, die stets im Materiellen bleiben, selbst wenn sie sich im Moralischen oder Ästhetischen bewegen. Es hat das Wort seinen feinen Wert als Hausmittel gegenüber den täglich wiederkehrenden Angriffen und Gebrechlichkeiten des Lebens, es wirkt günstig als Mittel einer inneren Ökonomie und hat seine Bedeutung für die Diätetik der Seele. Anderseits aber ist der Rat, sich über nichts zu verwundern und immer das Gleichmaß zu wahren, durchaus ein Rat zur Passivität. Er macht nicht produktiv.

Produktiv im höchsten Sinne kann der entgegengesetzte Rat werden: Wundere dich über alles! Darum sollte der Jugend dieses Wort eingeprägt und oft wiederholt werden. Aus dem Wundern entspringt die Ehrfurcht. Wundere dich, daß die Welt ist, wie sie dir vor Augen liegt, ja daß sie überhaupt da ist und daß du selbst da bist, sie wahrzunehmen und zu fühlen. Wundere dich über das geheimnisvolle Leben deines Körpers und deiner Seele, wundere dich über die Erlebnisse deiner Sinne und sodann auch darüber, daß du die Fähigkeit hast, dich zu wundern. Vom Wundern gelangst du zur Bewunderung, und das ist die Pforte zu allem, was groß ist. In der Fähigkeit sich zu wundern liegen die Wurzeln des Glaubens und der Religion, der Philosophie und der Künste; es liegt darin überhaupt der Ursprung jedes schöpferischen Gedankens. Wo immer

Großes geschaffen worden ist, da haben sich die Menschen zuerst über das Leben verwundert. Aus diesem Quell stammt alle echte Originalität, alle schöpferische Naivität. Willst du reicher im Innern werden und glücklicher, so versuche zu empfinden, als seiest du eben von einem andern Planeten auf die Erde herabgefallen und sähest nun zum erstenmal, ganz unbefangen und mit tiefem Erstaunen dem Erdentreiben zu. So wird sich dir das Wesentliche enthüllen. Versuche in allem vom Wissen um das Wesen der Dinge abzusehen — es drängt sich dir ja ohnehin auf —, von der erlernten Bildung und vom empirischen Begriff, laß die Erscheinungen ganz unvoreingenommen auf dich wirken, und du wirst seltsame, aufschlußreiche Sensationen erleben. Dieses ist die Tugend der Einfalt, von der die Weisen aller Länder predigen. Blicke auf deine Umgebung, als ob du aus tiefem Schlaf plötzlich erwachtest, und sie wird dich mit einem rätselhaften Blick ansehen. Schaue mit dieser naiven Verwunderung auf das Kleine und Große, auf die lebenden und die toten Dinge, auf das, was die Menschen schön, und auf das, was sie häßlich nennen, und während du dich verwunderst, nimm dich selbst heimlich wahr — so werden dir neue Wahrheiten offenbart werden. Oder es werden dir alte Wahrheiten wie etwas Neues erscheinen. Du wirst die Künstler verstehen und ihre Werke. Die Dinge werden unwirklich erscheinen, wie Ideen der Natur, und doch auch mit einer neuen starken Wirklichkeit; sie alle werden umgeben sein vom Geheimnis des kosmischen Lebens, wie von einer zauberhaften Atmosphäre, sie werden symbolisch erscheinen und in einer fast erschreckenden Weise doch mit Eigenleben erfüllt sein. Dem sich wundernden Auge gibt es kaum noch schön und häßlich, weil ihm gestaltende Fähigkeiten innewohnen, weil es die Kraft hat, eine allgegenwärtige Schönheit voller Bedeutung und Ausdruck zu schaffen.

Ein Maler ist vor allem dann genial, wenn er mehr als andere die Fähigkeit hat, sich zu verwundern, und wenn er dieses Erleben unmittelbar in Formen verwandeln kann. Was aber vom Auge gilt, das gilt von allen Sinnesorganen. Jede sinnliche Wahrnehmung kann ein jungfräuliches Gefühl und in der Folge eine neue Erkenntnis zeitigen. Wie durch das Auge, so kann man sich durch das Ohr, durch die Tastempfindungen und mittels des Geruchs über das alte und ewig neue Geheimnis des Lebens verwundern. Am stärksten ist die Sensation, wenn wir mit unserem ganzen Wesen beteiligt sind, wenn der Mensch, zum Beispiel, dem Menschen gegenübersteht und eine Seele die andere berührt. Alle große Dichtkunst weist zurück auf dieses Erlebnis, auf ein Betroffensein, auf eine Bestürzung über das Wunder „Mensch", alle Weisheit beruht auf einem solchen Verhältnis zum Leben und letzten Endes auch alle geniale Tatkraft. Es kommt daher, weil im Zustande der Verwunderung das Wesentliche wahrgenommen wird, der Lebenskern, woraus alles weitere sich ergibt. Alle folgenreichen Erfindungen und Entdeckungen gehen letzten Endes, so sehr sie auch oft die Endergebnisse logischer Begriffsarbeit zu sein scheinen, auf einen jähen ersten Eindruck, auf ein ursprüngliches Gefühl der Verwunderung zurück — vom fallenden Apfel, der Newton zur Erkenntnis des Gravitationsgesetzes brachte, bis zu den Aderlässen auf der Reede von Surabaya, die Julius Robert Mayer das Gesetz von der Erhaltung der Kraft finden ließen. Man erzählt von einem Inder, der dem Flug eines Reihers zusah, daß er plötzlich, wie vom Blitz getroffen, niedergestürzt und als ein Prophet wieder aufgestanden sei. Und was anders als ein jähes großes Wundern ist es gewesen, wodurch Saulus zum Paulus wurde. Offenbarung ist im Wundern, weil der sich Verwundernde nicht zweckvoll will, sondern weil er zweckfrei dasteht und abwartet, was Gottes Werk ihm zu sagen hat. Diese stolz bescheidene Zweckfrei-

heit ist an sich schon eine Form der Frömmigkeit. Nicht nur im dumpfen Staunen des Naturmenschen ist werdende Religion, sondern auch im intelligenten Wundern des Kulturmenschen. Es liegt darin keimhaft ein mächtiges Vertrauen zur Tiefe des Lebens, zur Allmacht der Schöpfungskraft, und zugleich die Einsicht in die Bedingtheit des Ich. Darum ist der sich Verwundernde in einem höchsten Sinne Optimist; er kann sich kaum verständigen mit dem weltklugen Verkünder des „nil admirari". Vor diesem hat er einen unendlichen Vorteil voraus: er kann dessen Wahlspruch zeitweise aufnehmen, wenn der Alltag es fordert, weil das Höhere ohne weiteres das Tiefere in sich begreift; darüber hinaus aber verkündet er eine Lehre, die ihren Anhängern etwas wie ewige Jugend verheißt, die das Glück vertieft und die Leiden ertragen lehrt, die den Menschen fähig macht, sich selbst aufs stärkste zu fühlen und doch von sich selber unabhängig zu werden, die Lehre: nil non admirari.

ZWEI GEDICHTE VON LUDWIG STRAUSS

Sturmfeier

Über den talumschweifenden Hügeln,
Auf weiß und grauer Wolken Gestuf,
Gülden rollt über runden Stürzen
Das eisige Festlicht.
Wilder Odem schüttelt den Himmel,
Ums Feuer der Mitte
Das in sich treibende Blau.
Frei wogt der staubige Boden,
Die Pappeln greifen leicht in den Raum.
Von silbernen Rossen erhallts
Durch die harten Wege der Erde.
Straff rag ich, die Zügel umspannt

Mit reglosen Fäusten,
Im pfeilgrad eilenden Wagen des Sturms.

Bund

Dies Bild für ewig: lichtlos klare Stube;
Im festen Umriß aller Dinge steht
Das offenbare Herz. Verwachsner Wurzeln
Gewiß in Trennung oder in Verschlingung,
Zwei Bäume, steigen unsre Körper
Auf einer Bank, für sich und in den Händen
Sich rührend, Blick geht völlig still um Blick.
Wir brauchen nicht zu sehnen, nur zu schaun:
Denn nun erscheint es ernst im reinen Raume
An unsern Leibern, daß wir eines sind.

STEFAN ZWEIG: NIETZSCHE UND DER FREUND

Die Briefe an Franz Overbeck führen hinab in eine der großartigsten und zugleich grauenvollsten Landschaften der Seele: in die feurig frostige Einsamkeit der letzten Lebensjahre Friedrich Nietzsches. Die fünfzehn Jahre dieser äußersten Einsamkeit wahrhaftig darzustellen, wird zu gefährlicher und fast schmerzhafter Aufgabe für die Phantasie, denn im Raumlosen muß sie die Tragödie entwickeln, dies Monodram ohne andere Szenerie, ohne andere Akteure als den einsam leidenden Menschen. Im allgemeinen ist die Menschheit, wenn es sich um ihre Heroen handelt, nicht geneigt, die Nüchternheit des Elends zu dulden und sich die Banalität der Umstände zu vergegenwärtigen, die im letzten Sinne der Scheitelpunkt des Furchtbaren für den genialen Menschen sind. Sie erfindet lieber eine Legende für die Geschichte, sie poetisiert das Grauen, um ihm selbst im Nachfühlen zu entweichen, sie idealisiert ihre Helden, um ihre

Größe bequemer zu begreifen. So ist es auch seit etwa zwei Jahrzehnten Gewohnheit der deutschen Touristen geworden, wenn sie durchs Engadin streifen, den gut gekiesten Spazierweg nach Sils Maria zwischen Mittagbrot und Abendbrot zu machen, um ein wenig dort seine Einsamkeit zu beschauen, Nietzsches Einsamkeit, in der unter hochgewölbtem Sternenhimmel, das Antlitz zu den vergletscherten Bergen gewandt, tausende Meter über dem Meere, er seinen „Zarathustra" und seine „Umwertung aller Werte" geträumt. Schauernd sehen sie die erhabene, überirdisch schöne Landschaft als den wahren und ihrem Gefühl gemäßen Schauplatz titanischer Kämpfe an und ahnen nicht, die Guten, wie sehr sie durch diese Poetisierung und Heroisierung die unerhörte innere Tragik in Nietzsches Wanderjahren vermindern. Denn dieser Gott, trunken von Einsamkeit, der hier, selig erhaben über niederes Gewühl, abseits vom Lärm den Nachtgesang Zarathustras gleichsam aus den Sternen des hier ewig klaren Himmels in sich niederklang, ist Nietzsche nie gewesen, das zeugen seine Briefe, sondern ein viel Größerer, und seine Einsamkeit eine viel gewaltigere, weil sie eine viel kläglichere, viel unpoetischere, viel banalere und eben darum viel heroischere war. Sie war Einsamkeit eines kranken, halbblinden, magenleidenden, nervösen, aufgereizten Menschen, der durch ein Jahrzehnt in einer rasenden Flucht vor sich selbst und der Welt durch hunderte Hotelzimmer, Chambres garnies, kleinbürgerliche Pensionen, Dörfer und Städte hetzt, Jäger und Wild zugleich, immer am Werke zwischen den Peinigungen der Nerven. Nirgends in den Briefen, von denen die vielleicht schönsten, weil die intimsten, die an Overbeck, als letzte veröffentlicht worden sind, ist etwas von der halkyonisch freien Rast jener Landschaft zu finden, die der gute Bürger als seine Einsamkeit beschaut. Alle Ruhe ist bei ihm nur episodisch, alles Glück nur ephemer. Bald ist er in Lugano, bald in Naumburg, in

Algula, dann wieder in Bayreuth, in Luzern, in Steinabad, in Chillon, in Sorrent, dann meint er wieder, die Bäder von Ragaz könnten ihm von seinem schmerzhaften Selbst helfen, die heilkräftigen Wasser von St. Moritz, die Quellen von Baden-Baden ihn begnaden, dann sucht er wieder Interlaken auf und Genf, die Kuranstalt zu Wiesen. Einen Augenblick ist es dann das Engadin, das er sich entdeckt als Befreiung, als wesensverwandt, dann muß es wieder eine Südstadt sein, Venedig oder Genua, Mentone oder Nizza, flüchtig versucht er es mit Marienbad, bald strebt er den Wäldern zu, bald dem reinen Himmel, bald meint er, daß nur kleine heitere Städte mit guter Kost ihm Ruhe geben könnten. Zur Wissenschaft wird ihm die Wanderschaft; er studiert geologische und geographische Werke, um nur irgendeine Zone, ein Klima zu finden, eine Menschheit, die ihm gemäß sein könnte. Barcelona ist in seinen Plänen und sogar die Hochebene von Mexiko, von der er Ruhe von seinen Nerven erhofft. Aber immer ist die aufreizende Einsamkeit um ihn, ob er sie will oder nicht, ob er sie sucht oder flieht, immer stößt sie ihn wieder fort in neue Einsamkeiten, und schließlich auf in jene letzten, wo schon die gemeinen Grenzen des Wesens, Raum und Sprache, unfühlbar sind und alles gleich kalt und gleich schaurig wird, eine Polarlandschaft frostiger Dämmerung, öde und menschenfremd und voll eines geheimnisvollen Dunkels, über das endlich das rote Nordlicht des Wahnsinns sich hebt.

Wegwerfen muß man also, ehe man von seiner Einsamkeit spricht, die bequeme, gefällige, poetische Vorstellung der Einsiedelei von Sils Maria, zerbrechen aber auch, ehe man des Wandernden Bild sich vor den Blick stellt, die legendäre Vorstellung seines Wesens, das durch die geläufigen Büsten und Bilder ins Monumentale und Dämonische gesteigert oder eigentlich gemindert worden ist. In diesen Briefen wie in allen seinen Lebensdokumenten tritt

er nirgends hervor, wie er auf seinen kolossalischen Büsten gebildet ist: als der hochaufgereckte, stark ausschreitende Hüne mit der wuchtigen freien Riesenstirn, den kühnen Augen unter den buschigen Augenbrauen und dem mächtigen Vercingetorix-Schnurrbart über dem trotzigen Mund. Will man ihn wirklich verstehen, so muß man die körperlichen Maße mindern und sich nicht scheuen, ihn in menschlicheren Formen zu sehen. Diese kühnen Augen unter den gewölbten Augenbrauen, sie waren in Wirklichkeit trübe Lichter, sehschwach, tränend von jeder Anstrengung des Lesens, durch keine noch so scharfe Brille jemals zur vollen Lichtkraft zu beleben. Nur mechanisch schrieb die Hand, kaum konnte das Auge ihr folgen. Lektüre von Briefen war dem Halbblinden schon Qual und die Schreibmaschine ihm eine der kostbarsten Gaben Amerikas an die Alte Welt, weil er darin eine neue Möglichkeit des Ausdrucks erblickte. Hinter der hohen marmornen Stirn war in Wahrheit ein hartes Hämmern der Schlafen, ein Zucken brennender Schmerzen, Flackern ewiger Wachheit, ein entsetzliches Schlaflossein, das er vergebens mit immer stärkeren Dosen von Chloral zu betäuben versucht. Alle Organe sind erschüttert durch eine steigende Überempfindlichkeit der Nerven, jeder Irrtum in der Kost reizt seine empfindlichen Gedärme, tagelanges Erbrechen ist keine Seltenheit, jeder Wechsel der Atmosphäre, jeder Druck der Luft, jede Wandlung des Wetters wird zur Krise seiner Produktion. Wie der Himmel im April wechseln die Stimmungen in dem quecksilbrig empfindlichen Körper, sie springen von wilder, fast kranker Heiterkeit plötzlich nieder in schwärzeste Melancholie, alles ist Nerv an ihm, und Nerven fühlen heißt Schmerz fühlen. Furchtbar ist diese Abhängigkeit des Nervenmenschen von den Zufälligkeiten seines Körpers und um so furchtbarer, weil dieser Einsame selten oder fast nie durch Umgang mit Menschen abgelenkt wird, sie zu beobachten,

weil er ständig die zitternde Magnetnadel, die Bussole seines Empfindens, in Händen hält, und siebenfach furchtbar, weil diese inneren Empfindlichkeiten durch äußere Unbequemlichkeiten seines kleinbürgerlich gedrückten und verengten Lebens ständig gesteigert werden. Nur Dostojewskis Flucht in den gleichen Jahren, durch gleiche Fremde, gleiche Armut, gleiche Vergessenheit, kennt noch diesen Paroxysmus des anonymen Leidens, und während außen an der Oberfläche der Zeitgeschichte buntbewegtes Jahrmarktstreiben von Künsten und Wissenschaften sich trollt und rollt, leiden einsam in den furchtbaren, bisher unerforschten Hintergründen billiger, schlecht möblierter Hotelzimmer, arm gedeckter Pensionen diese beiden größten Genies der zweiten Jahrhundertshälfte. Den Dionysos der Werke, den Künder des Lebens, birgt hier wie dort die hagere Gestalt des siechen Lazarus, der täglich hinstirbt in Schmerzen und den vom Tode immer wieder nur der Gott erweckt. Hier wie dort muß man erst die sieben Höllenkreise der Verlassenheit durchschreiten, um zur letzten, zur wahrhaften zu dringen.

Diese letzte Einsamkeit Nietzsches hat keine Zeugen mehr gehabt, keine Gespräche und keine Begegnungen; nur Schreie, Aufschreie zucken her aus dem Dunkel in die Ferne, und diese Schreie seiner Hoffnung und Qual sind diese Briefe. Erst sind es nur kleine Spannungen des Gefühls, kleine Unbequemlichkeiten des Körpers, die sie entlocken, mählich und mählich wird es aber die ganze Atmosphäre, die fremde, wortstille, frostkalte Luft der Einsamkeit, die auf ihn drückt wie ein metallener Himmel, wird es die ganze Welt, die sich in Widersinn und Qual verwandelt. Schreitet man diese Briefe mit von Jahr zu Jahr, so spürt man, wie es immer dunkler und öder wurde um ihn, gleichsam in eine Höhle steigt man aus heller Welt hinab. Im Jahre 1871, als diese Wanderschaft von Basel beginnt, als der junge Professor, der im Deutsch-Französischen Kriege sich eine ernstliche

Krankheit geholt, zum erstenmal Heilung im Süden sucht, ist sein Leben noch tausendfach verflochten mit Hoffnungen und Menschen, noch umleuchtet von den Feuern regen Zuspruches und frühen Erfolges. Auf der Universität ist er einer der beliebtesten und umstrittensten Lehrer, seine ersten Schriften haben ihn zum Mittelpunkt lebhaftester Diskussionen gemacht, dem größten Menschen seiner Zeit, Richard Wagner, steht er näher als irgendeiner in Deutschland, eine junge Philologie erkennt in ihm den Beginner und freudig schon einen Führer. Der Bruch mit der Baseler Universität reißt die ersten Fäden ab, die Fremde vermag keine neuen zu spinnen. Jeder Schritt, den er nun vorwärts tut, macht ihn einsamer, jedes Buch, das er veröffentlicht, schleudert ihn gleichsam noch mehr aus der zeitgenössischen Literatur heraus, als es ihn ihr verbindet. Der Bruch mit Wagner beraubt ihn nicht nur des „vollsten Menschen", den er je gekannt, des einzigen, der mit genialem Scharfblick in dem vierundzwanzigjährigen Philologen das außerordentlichste Phänomen seiner Zeit wittert, sondern reißt mit einem Ruck auch die Hälfte seiner Beziehungen ab. Wer ihn durch Wagner gekannt, verläßt ihn um Wagners willen; die noch übrigbleiben, behandeln ihn mit Vorsicht und einer gewissen Eingeschränktheit des Vertrauens. Wieder zwei Jahre, und wieder bröckeln Beziehungen ab, seine Schwester, die ihm noch ein Gefühl der Heimat geboten, fährt in überseeische Länder, ihrem Manne zu folgen, die Vegetation von Interesse, die immer spärlicher seine Werke umwucherte, friert nun ganz ab an der Unerhörtheit seiner letzten Schöpfungen. Und während sonst von dichterischen und neuartigen Werken ein seltsamer Magnetismus ausgeht, eine geheimnisvolle Kraft, verwandte Wesen anzuziehen, wirken die seinen polar, sie stoßen befreundete Elemente ab. Noch einmal, um die Wende des vierzigsten Jahres, auf der Höhe des Schaffens, wendet er sich gleichsam um und breitet neuen Freunden die Arme entgegen:

O Lebens Mittag! Zweite Jugendzeit!
O Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr ich, Tag und Nacht bereit,
Der neuen Freunde! Kommt! Es ist Zeit! Es ist Zeit!

Aber der Baum seines Lebens belaubt sich nicht mehr. Es ist zu spät. Noch treten gelegentlich Beziehungen heran, aus der Ferne gewitterts vom zukünftigen Ruhm, Brandes, Strindberg, Hippolyt Taine rufen her, die ersten Erkenner. Aber zu fern sind sie, zu abseitig schon, um in dieses seltsame Leben einzuwirken, das innen verbrennt und außen vor Frost vergeht. Von Hotel zu Hotel tappt des Halbblinden Wanderschaft, von Meer zu Stadt, von Alpe zu Tal, aber immer nur von Einsamkeit zu Einsamkeit, und wie dann endlich die innere Hitze das umfrostete Gefäß seines Körpers sprengt und in Turin die Tobsucht ihn überfällt, ist keiner der Freunde zugegen. Einsam verbrennt dieses herrliche Gehirn.

Nur einer ist da, ein einziger immer da von jenem Tage, als Nietzsche vom philologischen Katheder zu Basel herabsteigt, ist immer da, aus der Ferne, aus seiner Sicherheit den Wanderer mit Blick und Gefühl begleitend, der Treueste der Treuen, Franz Overbeck, dessen Briefwechsel mit Nietzsche nun zum erstenmal vollständig zutage tritt. Ein jahrelanger und durchaus noch nicht ganz beschwichtigter Zank der Herausgeberschaft hat zur Folge gehabt, daß diese Briefe ganz steril herausgegeben wurden, ohne daß eine einführende Darstellung über Entstehung und Form dieser Freundschaft belehrte und man nichts über Overbeck erfährt, als was man sich aus diesen Blättern herauszulesen vermag. Aber vielleicht ist das besser so, denn gerade in dieser Anonymität seines Wirkens offenbart sich seine persönliche, seine rein menschliche Art ungleich glücklicher. Nicht den Philologen spürt man, den Kollegen, den Professor, den Schriftsteller in Overbeck,

nichts von jenem Teil seines produktiven Wesens, das für sich selbst und die Welt wirkte, sondern nur jenen anderen verborgenen Teil, der hier wesentlicher ist: die Hingabe, die Freundschaft. Nicht der Meister ist er Nietzsche gewesen wie Richard Wagner, nicht der Junger wie Peter Gast, nicht der Geistesgenosse wie Rohde, nicht der Blutgebundene wie die Schwester, nichts, nichts als der Freund, aber der Freund, der in diesen einen Begriff alle hohe und niedrige, alle große und kleine Tätigkeit des Vertrauten vereint. Alles ist er für Nietzsche: der Postmeister, der Kommissionär, der Bankier, der Arzt, der Vermittler, der Nachrichtenbringer, der ewige Tröster, der sanfte Beruhiger, immer zur Stelle, durch nichts zu verwirren, aufgetan für das, was er vom Wesen dieses Außerordentlichen zu verstehen vermag, und ehrfürchtig auch vor dem Inkommensurablen, das auch seine Freundesliebe sich nicht zu errechnen weiß. Er ist der einzige Punkt Beständigkeit in der schwankenden Existenz Nietzsches, auf den er immer mit Sicherheit die Blicke richten kann, und wie aus einem tiefen Aufatmen der Dankbarkeit klingt einmal das heiter glückliche Wort seines Gefühls: „Mitten im Leben war ich vom guten Overbeck umgeben."

Ihm schreibt Nietzsche alles, und auch das Kleinste seiner Körperlichkeit, das er vor anderen vielleicht schamhaft verbirgt, alles schreit er ihm entgegen, die kleinsten häuslichen Sorgen vertraut er ihm an, jede schlaflose Nacht, jeden verregneten Tag, alle die wirren und krausen Peripetien seiner Krankheit. Bulletins sind die Hälfte seiner Briefe und die anderen jene furchtbaren Schreie der Verzweiflung, die einem noch nach Tagen in der Seele gellen. Entsetzlich sie zu lesen, denn wie ein Blutsturz brichts oft heraus: „Ich begreife gar nicht mehr, wozu ich auch nur noch ein halbes Jahr leben soll", oder „ich muß mir eine neue Geduld erfinden und mehr noch als Geduld", oder „ein Pistolenlauf ist jetzt für mich die Quelle relativ angenehmer Gedanken",

oder der schneidende Selbstzuruf: „Mach dirs doch leichter: stirb." Und zwischen diesen Ausbrüchen kleine irdische Sorgen. Er klagt über einen Ofen, der ihm in Genua fehlt, er bittet um eine besondere Sorte Tee, von der er weniger Unbequemlichkeiten erhofft, alles, was ihn drückt und bedrängt, wirft er im Wort hinüber zum Freunde. Unablässig häuft er sein ganzes Bündel von Qualen und Entbehrungen dem Empfinden des fernen Freundes auf, rücksichtslos und doch wieder mit feinstem Taktgefühl das Peinliche erkennend, mit dem er ihn bedrückt, und rührend ist dann seine vorsichtige und doch der Verneinung gewisse Frage: „Nicht wahr, ich bin auf die Dauer ein lästiger Kamerad?" Und wirklich, in all den fünfzehn Jahren Ferne, die nur von gelegentlichen Begegnungen unterbrochen wird, verliert Overbeck nichts von der „milden Festigkeit", die Nietzsche an ihm mit immer neuer Ergriffenheit rühmt. Die kleinste Klage hört er teilnehmend an, die wirrste Verzweiflung sucht er zu mildern durch klugen Trost, auch das Überschwenglichste nimmt er von diesem Menschen für wahr, ohne es durch kleine Zweifel herabzumindern, nie erbittert er den Gereizten durch Widerspruch, nie vertröstet er ihn mit Phantomen. Eine ruhige, zärtliche, angenehme, nüchterne Heiterkeit strömt von seinen Briefen aus, und man spürt gerade aus der Verschiedenheit des Rhythmus, aus dem Gegensatz zu der sprudelnden, aufspringenden, brennheißen Mitteilsamkeit Nietzsches, wie tröstend seine sanfte Beharrlichkeit dem Verlassenen sein mußte. Er besorgt die kleinen Spezialitäten, die der gereizte Magen des Freundes nötig hat, unermüdlich, rastlos erfüllt er seine Wünsche, verwaltet sein Vermögen, und seine Bitten betreffen nie sich selber, sondern immer nur den Freund. Sie sind zärtlich wie die einer Mutter, wenn er schreibt: „Friere nicht ohne Not und nähre Dich nicht schlecht." Sie sind vorsorglich wie die eines Vaters, wenn er ab und zu einen

kleinen Ratschlag für die Besserung seines Zustandes ihm zu geben wagt. Ein einziges Mal nur versucht er, das tiefste Leiden Nietzsches bei der Wurzel auszugraben, ihn loszureißen aus der Einsamkeit, die ihn verstrickt und bedrückt, die ihn verbrennt und erfriert. Ganz vorsichtig, gleichsam mit Watte umwickelt, reicht er ihm den Vorschlag hin, einen Lehrberuf zu ergreifen, freilich keinen akademischen mehr, sondern etwa den des Deutschen an einer höheren Schule. Und wunderbar: Nietzsche, der sonst gegen Ratschläge taub ist und höhnend bei anderer Gelegenheit schreibt, „man möge doch dem Laokoon zureden, seine Schlangen zu überwinden", und in diesen Briefen einmal gelegentlich das prachtvolle Aphorisma prägt: „Der Leidende ist eine wohlfeile Beute für jedermann, in bezug auf einen Leidenden ist jeder weise" — er beantwortet ruhig und geduldig diesen Vorschlag, den er bei weitem das Akzeptabelste nennt, das ihm neuerdings gemacht wurde. Er erkennt, was der Freund mit dieser Lockung will, fühlt den tiefen Sinn dieser unscheinbaren Wiederkehr und fügt nur skeptisch bei: „Warten wir erst noch den Zarathustra ab: ich fürchte, keine Behörde der Welt wird mich danach noch zum Lehrer der Jugend haben wollen."

Aber jede Freundschaft mit Nietzsche hat noch eine letzte Probe zu bestehen, die Probe, an der fast alle anderen zerbrachen: die seiner Werke. Es ist seltsam zu sagen: auch diese Freundschaft besteht fünfzehn Jahre nicht durch die Werke Nietzsches, sondern eigentlich trotz ihrer, und Nietzsche spricht es selbst einmal wörtlich aus. „Es ist sehr schön, daß wir einander in den letzten Jahren nicht fremd geworden sind, auch durch den Zarathustra nicht." Auch durch den Zarathustra nicht! So gewohnt war Nietzsche, daß seine Werke alle abstießen von ihm, die ihn liebten, und tatsächlich ist auch zwischen Nietzsche und Overbeck die literarische Produktion Nietzsches eher eine Belastungs-

probe als eine Förderung ihrer Freundschaft. Overbeck vermag nie recht auf die gewaltigen Schöpfungen mit rechtem Enthusiasmus einzugehen, er hat innere moralische Widerstände, und die beiden, die sich sonst frei und offen, in inniger Zärtlichkeit gegenüberstehen, hier weichen sie einander vorsichtig aus und biegen Auseinandersetzungen ab. In einer tiefen Angst, immer zitternd, ihn damit zu verlieren, reicht Nietzsche dem Freunde ewige Bücher dar und schreibt bei einem, gleichsam bettelnd: „Alter Freund, lies es von vorn nach hinten und laß Dich nicht verwirren und entfremden. Nimm alle Kraft zusammen, alle Kraft Deines Wohlwollens für mich, Deines geduldigen und hundertfach bewahrten Wohlwollens. Ist Dir das Buch unerträglich, so vielleicht hundert Einzelheiten nicht." Er entschuldigt sich, so Ungewöhnliches zu schreiben: „Man soll jetzt nicht schöne Sachen von mir erwarten, so wenig man einem leidenden und verhungernden Tier zumuten soll, daß es mit Anmut seine Beute zerreiße." Und mit prachtvoller Klarheit entschuldigt sich wieder Overbeck, die Werke nicht ganz zu verstehen, wenn er offen schreibt: „Ich lege noch gar nicht meinen Maßstab als Versenkten an, wenn ich außerstande zu sein erkläre, mich in Deine Schriften, wie sie erforderten, zu versenken." Er sucht nicht durch literarische Floskeln diese innere Fremdheit zu beschönigen, lieber wehrt er ab. Er beschwätzt nicht die Werke, er dankt dafür, ehrt ihren Schöpfer und bleibt ihm treu. Er bleibt der Freund und damit der Wichtigste für den Einsamen.

Manchen wird es enttäuschen, daß in diesem Briefwechsel die Äußerungen über Nietzsches Werke darum so ganz monologisch, so ganz einseitig sind, daß nur immer Nietzsche sie erklärt, ankündigt und paraphrasiert, ohne daß kaum jemals von Overbecks Seite anders diesen Expektorationen erwidert wird als durch flüchtigen Dank, bescheidenen Respekt und vorsichtige Bewertung. Manche werden sich

vielleicht dadurch geneigt fühlen, Overbeck als einen Minderwertigen und Unverständigen zu empfinden, weil diese Werke, die für uns entscheidende geworden sind, sich ihm nicht unmittelbar und in ihrer ganzen Gewalt und Bedeutung auftaten. Aber wir von heute, die wir Nietzsche als eine Einheit und seine Werke als geschlossenes Geschehnis empfinden, sind vielleicht schon unfähig, zurückzuverstehen, wie phantastisch, wie einsam, wie abrupt, wie gefährlich, wie unverständlich in ihrer Einzigkeit solche wie Meteore in die flaue Zeit stürzende Bücher damals gewirkt haben, wie überdies seine Ankündigungen in diesen Briefen sie von vornherein dem Freunde noch schreckhafter gemacht haben mögen. Wenn er schreibt: „Mir ist zum erstenmal heute ein Gedanke gekommen, der die Geschichte der Menschheit in zwei Teile spaltet", oder ankündigt: „Zarathustra ist etwas, das kein lebendiger Mensch außer mir machen kann", oder mit prophetischem Geiste sagt: „Das gegenwärtige Europa hat noch keine Ahnung davon, um welch furchtbare Entscheidung mein Wesen sich dreht, an welches Rad von Problemen ich gebunden bin, daß sich eine Katastrophe vorbereitet, deren Namen ich weiß, aber nicht aussprechen werde", so ahnt man wohl mit Schauer die Angst, die Beklemmung, mit der ein Freund ein so verkündetes Buch zu Händen nehmen mochte. Aber dennoch hält Overbeck treulich fest und Nietzsche an ihm. Immer und immer wieder dankt er Overbeck in klingenden Worten „für die unwandelbare Treue, die Du mir in den härtesten und unverständlichsten Zeiten meines Lebens erwiesen hast. Wenn ich Richard Wagner ausnehme, so ist mir niemand mit dem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegengekommen, um mich mit ihm zu verstehen".

Richard Wagner: das ist und bleibt trotz allem und allem für Nietzsche noch immer das äußerste Maß, das er an Menschen kennt, es ist trotz allem und allem das höchste Lob,

das er im Menschlichen zu verleihen weiß. Und tatsächlich bedeuten mit den Briefen an Richard Wagner und jenen an seine Schwester diese Dokumente an Overbeck auch die Höhepunkte von Nietzsches Innigkeit und geistiger Vertraulichkeit. Wunderbare Weite des Gefühls ist in ihnen aufgetan, eine dramatische Wucht der Entwicklung, wie sie unsere neuere Zeit seitdem nicht wieder gekannt. Kein literarischer Mißton, kein philologisches Geplauder dämpft den hohen, hellklingenden Ton, der sich hier mit strahlender Sprachreinheit über dreihundert Briefe spannt, immer weiter schwingend, immer gläserner, kristallener und schärfer, immer zarter und voller zugleich, bis dann plötzlich, mitten in einer angefangenen Zeile, die Saite schrill abspringt und der Niedersturz des gewaltigen Gehirns mit dem Bewußtsein der Welt auch diese Freundschaft zerschlägt.

FELIX BRAUN: ABENDGANG

Wolke, himmlisch hergehaucht,
Blasse Berggestalt umschweifend
Weißlich wallend, hanghinstreifend,
Bis entgegen, flußenttaucht,
Nebelschimmer aufwärts raucht.

Schreitend durch das Abendtal,
Ach, mit immer schwererm Gange, —
Warum wird mir denn so bange?
„Kindheit," seufz ich, „noch einmal!"
Fern blinkt Licht mit stillem Strahl.

Fremder Schritt herüberhallt.
Abendgruß aus Bauernmunde.
Golden klirrt die Zahl der Stunde.
Und ich stehe, müd und alt.
Hoch der Mond schwebt aus dem Wald.



GEDANKEN MACHIAVELLIS

Oftmals habe ich nachgedacht über die Ursache des Mißgeschickes und des Glückes der Menschen, und wie beides bedingt ist durch die Art ihres Sich-Abfindens mit den Zeitverhältnissen . . . Denn ein Mann, der, an eine bestimmte Art des Handelns gewöhnt, sich niemals ändert, muß notwendig untergehen, wenn die veränderten Zeitläufte mit seiner Art nicht mehr im Einklange sind.

Große Menschen bleiben in jeder Lebenslage sich selber gleich. Sie ändern sich nicht, mag das Glück sie erheben oder niederwerfen, sondern behalten ihren festen Sinn, der so eng verbunden ist mit ihrer Art zu leben, daß jedermann leicht erkennt, das Schicksal habe keine Macht über sie. Anders betragen sich schwache Menschen, die, aufgebläht und berauscht vom Glück, alles Gute, dessen sie sich erfreuen dürfen, Fähigkeiten zuschreiben, die sie niemals kannten. So werden sie ihrer ganzen Umgebung unerträglich und verhaßt, wodurch eine plötzliche Änderung ihres Loses entsteht. Sobald sie dieser ins Antlitz schauen, fallen sie augenblicks in den anderen Fehler und werden feige und erbärmlich

Das Leben, wie es einmal ist, hat mit dem Leben, das man führen sollte, so wenig gemein, daß jemand, der um dessentwillen, was man tun müßte, außer acht läßt, was wirklich geschieht, eher auf seinen Untergang als auf seinen Schutz bedacht erscheint. Denn wer allerwegen den Adel seiner Gesinnung erweisen möchte, muß unter der Menge der niedrig Gesinnten notwendig zugrunde gehen.

Die Menschen verwinden rascher den Tod ihres Vaters als den Verlust des väterlichen Erbes.

Oft erreicht man mit weniger Kosten und Gefahren sein Ziel, wenn man ihm scheinbar den Rücken kehrt, als

wenn man es hartnäckig mit Anspannung aller Kräfte verfolgt.

Aus keiner Gefahr rettet man sich ohne Gefahr.

Die Herrschaft eines Fürsten entartet leicht zur Tyrannis, das Regiment einer Optimatenpartei wird leicht zur Oligarchie, aus der Demokratie entwickelt sich unschwer die Zügellosigkeit ... Deshalb mieden, solche Mängel vorausahnend, die klugen Gesetzgeber jede dieser drei Regierungsformen im einzelnen und wählten eine aus allen dreien zusammengesetzte. Diese erachteten sie für die festeste und dauerhafteste, da das Fürstentum, die Optimaten und die Volksherrschaft, im selben Staate vereinigt, einander gegenseitig kontrollieren.

Niemals wird ein kluger Kopf an dem Außergewöhnlichen einer Tat Anstoß nehmen, durch die jemand ein Königreich gegründet oder eine Republik geschaffen hat ... Denn Tadel verdient nur, wer gewalttätig ist im Zerstören, nicht aber, wer es beim Aufbauen ist.

Reiche, die auf der Tüchtigkeit eines Mannes beruhen, haben nur kurze Dauer; denn mit dem Manne sterben seine Fähigkeiten ... Darum hängt das Heil der Republiken oder Monarchien nicht von einem Herrn ab, der sie bei Lebzeiten weise lenkt, sondern von einem solchen, dessen Institutionen ihnen auch nach seinem Tode ihr Dasein erhalten.

Niemals ist es klug, Verträge zu schließen, deren Bruch man fürchten kann oder muß.

Niemand (d. h. kein Herrscher) verschiebe auf die Stunde der Gefahr, das Volk zu gewinnen ... Denn die Allgemeinheit wird glauben, das Gute nicht von dir, sondern von deinen Gegnern empfangen zu haben, und da sie fürchten muß, du

möchtest ihr, wenn die Not einmal vorbei, wieder nehmen, was du bloß unter einem Zwange schenktest, so wird sie keinerlei Verpflichtung dir gegenüber empfinden.

Nicht das Wohl des einzelnen, sondern das Wohl der Gesamtheit macht die Staaten groß.

Es war in Staatsdingen allzeit verderblich, den Mittelweg einzuschlagen, wodurch man weder Freunde erwirbt noch Feinde beseitigt.

Wenn viele Mächte sich gegen eine verbünden, so läßt sich, mögen sie in ihrer Gesamtheit auch viel stärker sein, nichtsdestoweniger von jener einen schwacheren mehr erhoffen als von der gewaltigen Kraft der vielen.

Gerecht ist der Krieg, der notwendig ist, und gesegnet sind Waffen, auf denen die letzte Hoffnung ruht.

Ohne ein gutgeschultes Volksheer herrscht in keinem Lande Sicherheit.

Wo es um Sein oder Nichtsein der Heimat geht, darf nicht gefragt werden, ob gerecht oder ungerecht, mitleidsvoll oder grausam, lobenswürdig oder schmachbedeckt, sondern alle Rücksichten müssen samt und sonders zurücktreten vor dem Entschluß, dem Vaterlande das Leben zu retten und die Freiheit zu erhalten.

Übertragen von Emil Schaeffer

ERNST HARDT: GEDENKEN

Ihr, meiner Jugend junge Kameraden,
Die wir als Kinder schon Soldaten waren,
Kadetten wir! — Wie tauchen mir in diesen
Qual- blut- und branddurchqualmten, ungeheuren
Monaten aus verspülter Ferne eure
Unzähligen Gesichter wieder auf,

Und eure Herzen, so verschieden unter
Dem gleichen blauen Rock mit blanken Knöpfen,
Den wir getragen haben, einer wie der andre!

Die ich ein halbes Leben lang nicht mehr
Gedacht, seht, eure Namen schießen mir
In mein Gedächtnis so wie warmes Blut!
Ich sehe unsre kahlen kalten Stuben,
Den großen kahlen Hof, die harten Betten,
Und alle Orte, dran wir — stets zusammen —,
Was uns beschieden war, getragen haben·
Das ganze kleine harte Kinderschicksal!

Und was wir übten, alle miteinander,
Der Stämmige, Starkknochige, der Schmale, Blasse,
Der Graf und Prinz so gut wie du und der
Und ich: Gehorchen- und Befehlenkönnen
Und gerne mutig sterben wollen . . . Gott,
Wie habt ihr das getan! . . . Livonius.
Hans Eickenrodt. Du, Waldow. Du, mein Böcklein!
Paleske. Stuckradt. Voß und Klinkowström.

Aus euren lieben Leibern, deren Leben
Für meine Sinne, fast gespenstisch, warm
Aus totem Ehemals herüberschwillt,
[Es ist, als spüre meine Haut ein Hauchen,
Mein Auge eurer Augen Nacht und Licht,]
Aus allen euren Leibern rann im letzten
Einsamen Krampf des Helden und des Tiers
Qualvoll das Blut ins Gras, ins Moos, ins Meer,
In grause Luft und in die nackte Erde.

Doch damals — anfangs — traf ich immer wieder
Von uns doch einen noch, und diesen einen,
Den fragte ich nach denen, die noch übrig



Schienen. Gefallen. Der bei Lodz und der
Bei Ypern. Tannenberg. Verdun. Fünf an
Der Somme. Am Skagerrak ertrank der Schönste.

Nun treff ich schon seit langem keinen mehr!

Die weiland preußisch-königliche Quinta,
Potsdam, achtzehnhundertachtundachtzig,
Ist tot. — Nur einer lebt von uns und zweifelt,
Ob er sich seines Lebens freuen soll,
Ob schämen.

PREUSSE UND ÖSTERREICHER

EIN SCHEMA VON HUGO VON HOFMANNSTHAL

Im Ganzen:

Preußen:	Österreich:
Geschaffen, ein künstlicher Bau, von Natur armes Land,	Gewachsen, geschichtliches Gewebe von Natur reiches Land,
alles im Menschen und von Menschen,	alles von außen her: Natur und Gott,
daher: Staatsgesinnung als Zusammenhaltendes,	Heimatliebe als Zusammenhaltendes,
mehr Tugend,	mehr Frömmigkeit,
mehr Tüchtigkeit.	mehr Menschlichkeit.

Soziale Struktur:

Preußen:	Österreich:
Ein undichtes soziales Gewebe, die Stände in der Kultur geschieden; aber präzise Maschinerie.	Ein dichtes soziales Gewebe, die Stände in der Kultur verbunden; die Mechanik des Ganzen unpräzise.
Niedriger Adel scharf gesondert, einheitlich in sich.	Hoher Adel reich an Typen, politisch uneinheitlich.
Homogene Beamtenwelt: Träger eines Geistes.	Polygene Beamtenwelt: Keine geforderte Denk- und Fühlweise.

Preußen:	Österreich
„Herrschende" Anschauungen und Gepflogenheiten.	
Volk: Disziplinierbarste Masse, grenzenlose Autorität (Armee; wissenschaftliche Sozialdemokratie).	Volk: Selbständigste Masse, unbegrenzter Individualismus.
Höchste Autorität der Krone.	Höchstes Zutrauen der Krone.

Der Einzelne:

Der Preuße:	Der Österreicher:
Aktuelle Gesinnung (um 1800 kosmopolitisch, um 1848 liberal, jetzt bismarckisch, fast ohne Gedächtnis für vergangene Phasen).	Traditionelle Gesinnung, stabil fast durch Jahrhunderte.
Mangel an historischem Sinn.	Besitzt historischen Instinkt.
Stärke der Abstraktion.	Geringe Begabung für Abstraktion.
Unvergleichlich in der geordneten Durchführung.	Rascher in der Auffassung.
Handelt nach der Vorschrift.	Handelt nach der Schicklichkeit.
Stärke der Dialektik.	Ablehnung der Dialektik.
Größere Gewandtheit des Ausdrucks.	Mehr Balance.
Mehr Konsequenz.	Mehr Fähigkeit, sich im Dasein zurechtzufinden.
Selbstgefühl.	Selbstironie.
Scheinbar männlich.	Scheinbar unmündig.
Verwandelt alles in Funktion.	Biegt alles ins Soziale um.
Behauptet und rechtfertigt sich selbst.	Bleibt lieber im Unklaren.
Selbstgerecht, anmaßend, schulmeisterlich.	Verschämt, eitel, witzig.
Drängt zu Krisen.	Weicht den Krisen aus.
Kampf ums Recht.	Lässigkeit.
Unfähigkeit, sich in andere hineinzudenken.	Hineindenken in andere bis zur Charakterlosigkeit.
Gewollter Charakter.	Schauspielerei.
Jeder Einzelne Träger eines Teiles der Autorität.	Jeder Einzelne Träger einer ganzen Menschlichkeit.
Streberei.	Genußsucht.
Vorwiegen des Geschäftlichen.	Vorwiegen des Privaten.
Harte Übertreibung.	Ironie bis zur Auflösung.

ZWEI GEDICHTE VON ARNO NADEL

Apollo begräbt Dionysos

Seht, wie der edle Gott
Seinen Feind begräbt.

Er nimmt die sieben Stücke
Des zerrissenen Leibes,

Jedes in staunender Liebe,
Und legt sie in die reinste Erde.

Da ruhen sie nun auf dem Hügel,
Der ewig von Gesang ertönt.

Um sie die seligen Lüfte
Rauschen leise zu uns herüber,
Wenn wir ein schönes Antlitz schauen.

Ankunft in Elysium

Von einem Ende zum andern,
Von wolkenlosen Himmeln
Nach schwebenden Höhen gleitend,
Überallhin sich verbreitend,
Die Glieder und die Kehle füllend,
Musik!
Das wollt ich hören, als ich lebte,
Nun hör ich sie,
Hab ich mein Haupt noch?
Ich kanns nicht wissen,
Wer hält mir Herz
Und lallendes Geflüster zusammen,
Ich bin wohl ganz des Sehens und des Sehnens,
Ohne Erfüllung, mild und tatenreich.

Und die helle zarte Sonne dort,
In die kein Auge schaut,
Bin ich wohl selber schon.
Blieb mir mein Oh von Erden her?
Was soll das werden?

HERTHA KOENIG: WINDE

Sonne, unter deinen Blicken
Schweb ich zwischen Erd und Himmel,
Leicht, so leicht, und trage Welten
In dem aufgebognen Kelch.
Von des Tages früher Regung
Bis zur sanften Abendkühle
Reicht mein unermüdlich Schauen,
Reicht mein überschwenglich Dasein,
Und der Fülle ist kein Ende.
Sonne, denn so lieb ich dich,
Daß ich alles von dir nehme!

Sonne, wenn du von mir gehst,
Wird mein Reichtum mir zu Schwere,
Wird mein Schauen mir zu Qual.
Unbeachtet in das Dunkel
Schütt ich zitternd meine Welten,
Luftkristall und Himmelsbläue.
Und in engem Sein beschlossen
Lehn' ich sterbend an der Nacht.

AUS FRIEDRICHS DES GROSSEN TAGEWERK

König Friedrich der Zweite hatte sowohl die Zeit des Jahres, als des Tages zu bestimmten Geschäften zweckmäßig geordnet. In dem Kalender, der auf dem Schreibtisch des

Königs lag, waren alle bestimmten Perioden aufgeschrieben und wurden in die neuen Kalender wieder eingetragen, auch zugleich darin markiert, wenn etwas verändert oder aufs neue hinzugesetzt werden mußte.

Daß Potsdam der Ort war, den dieser große König zu seiner Residenz gewählt hatte, ist bekannt, aber auch hier war der Aufenthalt in dem Schlosse von Potsdam nur vom Monat Oktober bis in den April und richtete sich in Absicht des frühern oder spätern nach der Witterung. Se. Majestät blieben, solange es die Witterung nur erlaubte, gern in Sanssouci, doch nie bis in den Monat November, und zogen ebenfalls, sobald es sich nur tun ließ, von dem Schlosse in Potsdam nach Sanssouci, aber niemals vor Anfang oder Mitte des Aprils; wenn nicht etwa Krankheit hierbei eine Veränderung vorschrieb.

Ich erinnere mich in den letzten Jahren, daß Se. Majestät einmal sehr spät im Jahre aus Ursache der Krankheit in die Stadt kommen konnten, und daß Sie sich in einer Nacht von dazu befehligten Leuten in einem wohlverwahrten Gardinenbette aus dem Schlosse von Sanssouci nach dem in Potsdam tragen ließen, so daß niemand in Potsdam von der Ankunft des Königs wußte. Wenn aber Se. Majestät gesund waren, so wurde an dem Tage der Veränderung des Aufenthalts gemeiniglich mit der Garnison exerziert, dem Se. Majestät beiwohnten, und sich dann nach dem Logement begaben.

Mehrenteils bezogen Se. Majestät in dem Monat Juli das neue Palais, besonders um daselbst den Besuch Königlicher Geschwister oder anderer hohen fürstlichen Personen zu empfangen; indessen blieb für Se. Majestät Sanssouci immer der Lieblingsort zu Dero Aufenthalt. Es hatte auch dieses Sanssouci wegen seiner Lage, der gesünderen Luft und weiteren offenen Aussicht vor dem neuen Palais viel voraus, nur fehlte es an Platz, wenn mehrere Fremde, als die gewöhnlich zur Unterhaltung Sr. Majestät bestimmt wurden, da sein sollten.

Deswegen in den letzten Jahren das große Orangeriehaus, rechts bei Sanssouci, zu dergleichen Logements eingerichtet und für die Orangerie ein anderes Gebäude ohnweit davon aufgeführt wurde, worin Se. Majestät, solange noch die Orangerie darinnen stand, zu promenieren liebten.

Ebenso gab Sanssouci auch der linker Hand nahe gelegenen Bildergalerie einen Vorzug.

In diese Galerie gingen Se. Majestät ebenfalls oft, zuweilen mit jemand von Ihren Gesellschaftern, zuweilen aber auch nur ganz allein, bloß von Ihren Favorithunden begleitet, und betrachteten die verschiedenen Tableaus. Sie unterhielten sich auch zuweilen mit dem ersten Galerieinspektor Österreich, der einige Kenntnisse von Tableaus hatte, oder mit dem zweiten Inspektor Brandenburg, dem eigentlich die Aufsicht über den Bau und Unterhaltung der Bildergalerie und der davor liegenden grottierten Rampe nebst den dazu gehörigen Pavillons aufgetragen war.

Zu den Promenaden Sr. Majestät, die Sie zuweilen allein, zuweilen in Begleitung Ihrer Gesellschafter, sowohl vor- als nachmittags machten, hatte Sanssouci das Angenehme für Se. Majestät, daß Sie sowohl von der Sonne als von dem Schatten in der Nähe profitieren konnten, deswegen Se. Majestät auch den Brunnen lieber in Sanssouci als im neuen Palais brauchten . . .

Se. Majestät mochten sein wo Sie wollten, so war der Morgen den Staatsgeschäften und den militärischen Übungen, der Mittag bei dem Genuß von Nahrung nach dem angenehmsten Geschmack und munterer und lustiger Unterhaltung, und der Nachmittag, außer den Unterschriften, sowie der Abend den Künsten, Wissenschaften und dem gesellschaftlichen Leben, die Stunden der Nacht aber sorgenloser Ruhe gewidmet, um am folgenden Morgen desto heiterer zu den wichtigsten Geschäften zu erwachen. Sie wachten dabei stets für alles im großen und ganzen, und ob Sie schon Miene

machten, nicht in die Detaillie zu gehen, so konnte doch niemand sagen, daß Sie sie ganz unterlassen, nur ein Exempel dann und wann, wo Se. Majestät, sowohl im Militär als Zivil, in die kleinste Detaillie entrierten, hielt jeden in seiner Ordnung und minderte die Geschäfte Sr. Majestät.

Es ist bekannt,' daß dieser große König, wenn er gesund war, außerordentlich früh aufstanden, oft im Sommer gleich nach drei Uhr, selten später als vier Uhr, im Winter vielleicht eine Stunde später. Sie speiseten nie des Abends und legten sich auch gemeiniglich noch vor zehn Uhr schlafen. Sie schliefen, wenn Sie gesund, gut und ruhig, daher fünf bis sechs Stunden, auch oft weniger, hinreichten, den Körper wieder zu stärken; Sie befahlen alle Zeit, wenn Sie geweckt sein wollten, aber Sie wachten immer selbst gegen die Zeit auf, daher auch derjenige, so die Stelle des Geheimen Kämmerers vertrat, mit den von dem Ersten Kabinettsrat in einem versiegelten Kuvert eingesandten Briefen schon immer früher in dem offenstehenden Vorzimmer, in welchem ein Laufer, deren sechs waren, die aber alle nur den Anzug als Laufer hatten, ohne je laufen gelernt zu haben, und einer der kleinen Lakaien die Wache hatte, parat stand, um entweder die befohlene Zeit zum Wecken abzuwarten, oder sobald Se. Majestät Hier! riefen, vor das Bett des Königs zu treten; dieses Bett hatte gemeinhin hellblau silberetoffene Gardinen, aber Sie hatten auch, besonders wenn Sie krank waren, bloß ein Bettgestell, wie ein Ruhebett; ersteres stand gemeiniglich so, daß das Kopfende gegen die Wand stand, in welcher ohnweit davon der Kamin war, worin das Feuer von dem wachthabenden Lakai auch durch die Nacht unterhalten wurde. Hatten nun Se. Majestät gerufen, oder wurden Sie geweckt, so übergab der, so die Stelle des Geheimen Kämmerers oder ersten Kammerdieners vertrat, nun Sr. Majestät das Paket mit den Briefen zuerst. Dieser Kämmerer war zuweilen, wie Zeising, ein Kammerlakai, mehrenteils

aber ein Kammerhusar, wie Rüdiger, Thesen und Ohmann, wo Thesen, weil er sich die Ungnade Sr. Majestät zugezogen und deswegen von dem Adjutanten des ersten Bataillons Garde von Kessel zu dem Bataillon von Rohdig als Tambour abgegeben werden sollte, indem er diesem Adjutanten nur sagte, daß er seinen Hut nehmen würde, und in die nächste Kammer ging, die nahe an des Königs Schlafkammer war, sich erschoß; letzterer aber bis zum Tode bei Sr. Majestät blieb. In diesem Paket waren alle Briefe, die mit adligen Petschaften versehen oder nach den Postberichten von Adligen abgegeben worden, und sowohl in Berlin durch einen reitenden Feldjäger in der Nacht an den ersten Geheimen Kabinettsrat gebracht, von der Potsdamer Post aber an denselben eingeschickt wurden, eingeschlagen und versiegelt.

Se. Majestät öffneten das Kuvert höchstselbst und ließen den Kämmerer einen Brief nach dem andern, wobei sie noch im Bette blieben, erbrechen, lasen jeden Brief und befahlen, wo derselbe dann hingelegt werden sollte; zuweilen wurden von diesen Briefen einige in den ohnweit entfernten Kamin von Sr. Majestät geworfen, ohne daß jemand weiter etwas von dessen Inhalt erfuhr, und mußte auch der Kämmerer, daß ein solcher Brief ganz verbrannte, mit achthaben; auch durfte dieser Kämmerer nicht in einen geöffneten Brief einen Blick werfen. Diejenigen Briefe, so Se. Majestät gelesen hatten und beantwortet werden sollten, wurden auf ein nebenstehendes Taburett, einer über den andern, einige davon aber auch auf den Schreibtisch Sr. Majestät gelegt.

Wenn sämtliche Briefe gelesen waren, wurden sie in Gegenwart Sr. Majestät wieder in ein Kuvert geschlagen, versiegelt und so dem ersten Geheimen Kabinettsrat zugestellt.

Die beiden Geheimen expedierenden Kabinettsräte waren deswegen so früh, als Se. Majestät geweckt zu werden be-



fohlen hatten, schon auf das Schloß gekommen und hatten alle übrigen eingegangenen Berichte, Vorstellungen und Anzeigen sämtlicher Departements, sowie alle Suppliken der Unadligen bei sich und davon einen Extrakt gemacht. Sie teilten nun die von Sr. Majestät gelesenen Briefe unter sich, nachdem sie eines jeden Departement betrafen, um sie hernach Sr. Majestät nochmals vorzutragen.

Wenn Se. Majestät die Briefe gelesen, standen Sie auf und zogen gleich Stiefeln an, die nicht gewichst sein durften und daher oft sehr rot aussahen, auch trugen Se. Majestät nie ganz neue Stiefeln, sondern es mußten solche vorher von einem Ihrer Leute einige Tage getragen sein; ein neuer Hut aber mußte im Kopf so weich gerieben werden, daß er schon einem alten glich, wenn ihn Se. Majestät das erstemal aufsetzten; einen solchen Hut hatten Sie allemal auch im Zimmer auf. Se. Majestät trugen allezeit schwarzsamtene Beinkleider.

Sowohl zum Anziehen als die Haartour aufzusetzen und zu frisieren, sowie zum Kaffee- und Schokolademachen hatte Se. Majestät bestimmte Leute, teils von den Kammerhusaren, teils Kammerlakaien.

Sie ließen sich dann die Haartour aufsetzen, die noch in den letzten Tagen, wie Dero Haupt schon ganz schneeweiß war, von schwarzen Haaren gemacht worden, und wenn tiefe Trauer war, wo Sie mit der schwarzen Weste und ungepuderten Haaren erschienen, machten die unter der Tour hervorkommenden weißen Haare gegen die schwarze Tour einen besonderen Kontrast, auf den Se. Majestät aber gar nicht zu achten schienen. Außer einer solchen tiefen Trauer ließen sich Se. Majestät des Morgens gleich pudern, zogen aber keine Uniform, sondern einen Kasakin an, an welchem die Vorderteile der Weste an dem Rücken des Kasakins festgenäht waren, und der gemeiniglich von reichem Stoff und gestickt, auch von Samt ebenfalls gestickt oder reich mit

Tressen besetzt war, doch allemal in Silber, wenigstens weiß ich mich nie eines mit Gold gestickt oder besetzt gesehn zu haben zu erinnern; die Couleur war bei dem Stoff gemeiniglich hellblau, auch die von Samt in gleicher Couleur, doch habe auch einen karmesinsamtenen gesehen.

Alle diese Kasakins waren Präsente von königlichen Schwestern oder auch Nièccn und von ihnen gestickt, sowie ebenfalls die gestickten Kaminschirme, die Se. Majestät in Ihren Schlaf- und Schreibkabinetten hatten . . .

Auf Befehl Kaiser Pauls I. aufgezeichnet vom Baron v. Diebitsch

ARNO HOLZ: AUS DEM „PHANTASUS“

Drei kleine Straßen
mit Häuserchen wie aus einer Spielzeugschachtel
münden auf den stillen Marktplatz.

Der alte Brunnen vor dem Kirchlein rauscht,
die Linden duften.

Das ist das ganze Städtchen.

Aber draußen,
wo aus einem blauen, tiefen Himmel Lerchen singen,
blinkt der See und wogen Kornfelder.

Mir ist Alles wie ein Traum.

Soll ich bleiben? Soll ich weiterziehn?

Der Brunnen rauscht . . . die Linden duften.

*

Oben, im siebenten Sommerhimmel, angenehm nackt,
residiert heute der ganze Olymp.

In einem amethystblauen See,
nicht im mindesten dadurch geniert, daß ich ihr hier von unten
[auf zukucke,
badet Frau Venus.

Dort die Dicke, die dem Schwan winkt, ist Juno.

Um Gottes willen!
Welche verfängliche Positur! Wenn das der Herr Gemahl sieht!

Der dreht ihr den Rücken,
liegt behaglich wiederkäuend mitten auf einer Smaragdwiese
und läßt sich von liebenswürdigen Nymphen
Lorbeern, Weinlaub und gefüllte Veilchen
um die riesigen Hörner winden.

ZWEI GEDICHTE AUS DEM „GÖTTLICHEN DULDER" VON ALBRECHT SCHAEFFER

KALYPSO

Das Meer war glatt und glänzte wunderbar.
Im Himmelsgrün erglomm ein Silberstern.
Tritonenhörner bliesen Wehmut klar
Durch Abendeinsamkeit und erdefern.

Auf großen, dunklen Schwingen ging etwas,
Ein tiefes Atemholen auf und ab.

Zwei Möwen kreuzten spät ohn Unterlaß.
Es schaukelte das düstre Wogengrab.

— Gewaltiger! o mein Okeanos! —
Kalypso sprach es leise vor sich hin —
Wogengepanzerter, du mein Genoß,
Schweigst mir entgegen, wie ich einsam bin . .

Da stand die Nymphe, in das süße Rot
Des dünnen Schleiers lieblich eingehüllt,
Die Braungelockte sonder Leid und Not,
Mit Süße und Unsterblichkeit gefüllt —

Gelehnt den Rücken an den einen Stamm
Der drei Platanen, die geschwisterlich
Die Riesenwipfel mischten unter sich. —
Sie sah, daß etwas fern im Meere schwamm . . .

Dunkel zuerst erschien's im dunklen Meer,
Das ruhig wälzte Woge um Woge her.
Es schimmerte wie Fischleib weißlich bald,
Dann wars ein dunkles Haupt, das auf und nieder
Im Zwielicht wankte, und die rüstigen Glieder
Erschienen einer rudernden Gestalt.

Mit einem langen Balken schwamm heran
Der nackte Mensch. Jedoch die Göttin stand
Gleichwie ein Rosenstrauch an einer Wand
Und stieg zum Ufer nicht hinab. — Der Mann

Stieß jetzt den Balken fort, und schon mit drei
Stößen der Arme, heftig wie mit Wut —



Gelangte er ins Flache. Durch die Flut
Kam er getaumelt, stürmte er herbei,

Stürzte vornüber, brach ins Knie, umspritzt
Und laut und rauschend, — da die See so still
Und alles dunkel war, — nur fern durchblitzt
Vom silbernen Stern. Ein Vogel klagte schrill

Im Unermeßlichen. Und jählings fiel
Der Mensch und rollte auf den dunklen Strand.
Dort lag er still. Der Uferwelle Spiel
Glitt zweimal, dreimal über seine Hand . . .

Er lag weitausgestreckt. Doch sie, gestemmt
Die Brust und Hände gen den Stamm, das Haupt
Im Nacken, rief: Oh, wer hat dies erlaubt,
Daß einer kommt, im Meere hergeschwemmt . . .?

Sie wandte sich. Er war im Dunkel schon
Fast unsichtbar. Die See lag ohne Ton,
Und lautlos aus des Äthers Dunkelblau
Traten jetzt Sterne viel im weiten Osten,
Trat jetzt das ganze Heer zu jenem Posten,
Der einsam hielt bisher die Erdenschau.

Die Göttin, atmend, tat, als wär er nicht,
Der Mensch dort unten, wie ein Leichnam stumm.
Sie lauschte auf der Wipfel Nachtgesumm
Hoch über ihr, das leuchtende Gesicht

Ins große Firmament erhoben still.
Des Schweigens finstre Schwingen tauchten schwer.
Sie sprach: Ich will ihn nicht! — — Das nächtige Meer
Erhob die ungeheure Brust. — Ich will

Den Menschen nicht! — so sprach sie. — Da erscholl
Ein schwacher Laut. Sie sah: Er lag noch dort
Im Finstern. Und so ging sie schaudervoll
Hinunter, wo die Ebbe von ihm fort

Gewichen war, — es zog der Ozean
Die Hand von ihm. Sie kniete. In den Sand
Gekrallt lag vor ihr, dunkel, seine Hand.
Die Finger dran wie Wurzeln. Plötzlich sahn

Augen sie an, die Nacht durchfunkelnd. Sie
Erschauderte vor diesem Leib so bleich!
Sie nahm ein wenig Tang von seinem Knie,
Zitternd, denn es war kalt und Marmor gleich.

Ein Tropfen klang, der von der Brust ihm lief.
Er hob sich auf die Arme, seufzte tief
Und fiel zurück. — Fernher, aus Weltenenden,
Zog Klage eines Meerhorns, hallend weit.
Sie faßte bange in der Dunkelheit
Nach diesen fremden, dunklen Menschenhänden.

Die Göttinnen

Perlmutterfarben schillerte die glatte See,
Die abendliche, wo in seligem Gemisch
Milchweiße Ströme flossen in erstaunliche,
Grünende Buchten voll Unsterblichkeit, die sich
Weithin verloren unters rauchige Himmelsrot,
Das atmete; und mit ihm wankte leise auch das Meer.

Noch hing ein Schein von Blut hoch droben in dem Grün
Der Pappeln. Drunten saß, im Zwielicht schattenlos,



Der Dulder, faltend um das hochgestellte Knie
Sein Händepaar, vorm ruhig Unermeßlichen
Darüberhin unendlich schweifen mußte der
Dahinverlockte Blick, vom Leib umschlossen eng.
Doch immer spülte, auf nichts anderes bedacht,
Die Uferwelle über sein verlaßnes Herz.

Okeanos . . . Welch eine Stimme sagte jetzt
Unter dem Himmel in Betrachtung schwermutvoll —
Okeanos — das riesige Wort? — — Ein Stimmgeräusch
Brach auf, und eine sanft anschwellende Musik . . .
Und staunend sah auf eines Pulsschlags Dauer er
Jenseits des Horizonts das Meer geöffnet, wild,
Rosig und leuchtend, schäumend stark, und angefüllt
Mit sonderbarem Meeresvolk in Spielen, breit
Und nackt und triefend, Hörner blasend, — dies verschwand.
Und aus Unendlichkeit, verhallend, sterbend, scholl
Der Okeaniden sehnsuchtsvoller, klagender Gesang. —

Da war auf einmal über dem Gewässer, schwarz,
Vorm Abendrot der Schatten eines Vogels fern
Zu sehn, der mählich wuchs, verschwindend eine Zeit
Im weißen Meerglanz vorn. Dann stieg er deutlich auf,
In seiner Flügel schwer und langsam faltender
Bewegung, bis er über ihm in Lüften stand:
Groß, ausgebreitet, schwarz, mit leuchtend goldenem
Und eulenrundem Augenpaar. Doch als er nun
Über des Dulders hochgewandtes Angesicht
Fortglitt, gewahrt' ers deutlich: All das Firmament
Bewegter Sterne funkelte hernieder aus
Des Flügeltieres lautlos über ihm entschwebender Nacht.

Südöstlich zog der Vogel über den Okeanos.
Das Haupt des Dulders ruhte in den Händen aus. Das Meer

Verhüllte sich. Am Himmel starb der letzte Schein.
Laubwipfel rauschten, und ins Dunkel trat das ewige Gestirn.

*

Als es auf Morgen ging, die Nebel der Küste schon rollend
Den Golf bedeckten, die Sterne ergrauten, — gelangte
Der Schwingenfahrer zum Gestade von Achaia.
Über der nächtlichen Ebne von Marathon kämpfte sich
Frührot nach oben, und plötzlich, schwarz und seltsam hoch
In Lüften, stand das Haus des Erechtheus dort
Vor bleicher Himmelsleere — Giebel, Säule und Dach.
Dort schwand der Vogel in den morgenstillen Säulenreihn

Drinnen im dunklen Hause des Erechtheus saß
Athene, schlummernd aufgestützt das schöne Haupt.
Da knistert' es, sie wachte gleich — es regte sich
Der Vorhang drüben, und herunter fiel es wie
Ein Tuch, mit samtnen Fittichen, ganz ohne Laut.
Vom Boden aber stand ein blasses Mädchen auf.

Am Vorhang lehnte sie, gebrechlich, tief gesenkt
Das Antlitz, totenbleich, die Augen, schrecklich noch
Mit Nacht gefüllt, im grauen Kleid, mit nächtigem Haar,
Keuchend zuerst, dann weinend kindlich. Dies war nun
Persephoneias Rückkehr, wie alljährlich, in
Die Welt. Denn also hielten diese Beiden es:
Daß nicht, gebrochen noch, behaftet mit dem Frost
Des Hades, sie begegne ihrer Mutter, der
Demeter, kehrte sie in Pallas' Wohnung ein,
Von ihr gestärkt und lieblich wieder einzugehn ins heitre Land.

Indem sie nun des Eichenhains Verschwiegenheit
Vor Tagesanbruch sacht durchwandelten, und bald
Zwischen den Stämmen lag der Teich, wie Marmor glatt

Und schwarz — gedachte, kräftiger, gewohnter schon
Der Luft, Persephoneia ihrer Nächtefahrt.
Und sie erzählte (was als freundlich Zeichen ihr
Von Oberwelt erschien) von einer Insel, und
Von Bäumen, ernst und abendlich, von einem Mann,
Der zu ihr aufsah dort in seiner Einsamkeit
Mit Menschenaugen, dunkel und so fremd. — Und sieh,
So sprach sie, während Pallas von den Schultern sanft
Ihr löste das Gewand, der selbe ists, den ich
Vor Jahren sah im Hades, — sag, wie kam er hin? —
Ein Feuer hatt' er angezündet, Widderblut
Dampfte in offner Grube, und es pilgerten
Die Abgeschiednen scharenweis und schattig hin.
Sie sprachen wieder, und er redete sie an. —

An diesem Zeichen voll Unglaublichkeit begriff
Athene wohl, daß es der Laertiade war,
An den sie viele Jahre nicht gedacht, und schwieg. —
Persephoneia lächelte zum erstenmal,
Dieweil ihr einer Fuß hineingeraten war
Ins Kalte, in die Flut, wo ihre Glieder schon
Spiegelnd erglänzten. Langsam, zitternd glitt sie nun
Hinab, und Kreise zitternd flohen rings um sie.
Sie tauchte auf, von Tropfen blitzend, wie ein Schwan
So schön, und dies dreimal, bis alle Nacht vom Styx
Hinabgesunken war in diese Wassernacht,
Die also tief und traurig davon blieb das ganze Jahr.

Mit schönen, schimmernden Gewändern nun umhüllt,
Geschmückt die Arme und das aufgebundne Haar,
Nahm Abschied die Erneuerte und sagte noch:
Sie leiden ja, die Menschen all, wer weiß, weshalb,
Teilhaftig immerfort der Früchte, Vögel und
Des runden Jahrs, der Sterne auch und süßer Luft.

Doch gibt es eine Lindrung für den Dulder auf
Der fernen Insel, — gehe hin und tröste ihn. —

Da trat sie auf die großen Treppen schon hinaus
Ins goldne Licht. Die weiße Stadt am Hügelhang
Blitzte herüber. Felder rauschten gelb umher
Im zarten Frühwind, und die erste Lerche stieg.
Eleusis und die schmerzenreiche Mutter, sie
Winkten von ferne unsichtbar. Aus attischen
Gefilden stieg der heilige Brodem feierlich.
Persephoneia wandte sich beglückt den weißen Straßen zu.

*

— Was riefst du mich denn niemals, sonderbarer Mann,
Du Störrischer, du Einsam, selbst den Göttern fremd
Und schwer erforschlich! Warum kam ich denn zu dir
Am schlimmen Abend, damals an dem Ausfahrttag,
Und neigte mich dir zu? Du aber leidest ganz
Allein! —
Im dämmerlichen Heiligtume saß
Pallas Athene grüblerisch den Vormittag,
Dem Dulder grollend. — Hast du, sprach sie, nicht
Den Mund und Hände, ach, bist du ein Tier? — Vielleicht
Gefällt es dir im schönen Eiland? Doch es ist
Dem Menschen schaurig ein Verlangen eingepflanzt
Nach Stätten seiner Kindheit, ob er längst ein Mann
Und Fremdling ward auf Erden überall, — ich weiß. —

Und schon beklagend die Vergeßlichkeit, empfand
Sie nun die Glut der Stunde, die des Marmors Schnee
Bewältigte und eindrang in ihr Blut. Da ward
Sie eingedenk Persephoneias und des Bads,
Des eisig kühlen, und verließ das Haus und schritt

Zum andern Mal durch den nun sonnig dämmernden Hain,
Wo fern die Amsel schlug und in den Kronen hoch
Der Taube friedlich gurrendes Gelächter scholl.

Doch als sie jetzt mit nacktem Leibe bis zum Schoß
Im flüssig Nächtigen und blanken Kreisen stand,
Des Haares schwarze Last, es nicht zu nässen, mit
Der Hand ein wenig hob, im Nacken raffend; als
Sie dann, sich überneigend, drunten in der Flut
Den eignen Leib erblickte, sinkend fort von ihr,
Gemeißelt wie aus gelbem Stein, und endlich auch
Zutiefst das dämmrige Gesicht, das schöne, ihr's, —
Als sie begegnete der eignen Augen Blick,
Plötzlich, wie einer Fremden rätselhaftem Aug —:
Da sieh! aus Tiefen taucht' es! Dicht an ihrem Haar
Über der Achsel schaute es zu ihr herauf:
Ein Mensch — und Augen schwermutvoll, die ohne Glück
Ergriffen ihren Blick für einen Blick — und schwand.

Betroffen im Hinunterschauen erst: jetzt ward
Sie ihrer Nacktheit schamvoll eingedenk; und ganz
Verwirrt auf einmal, schleudernd aufwärts Haupt
Und Blick, als wollte sie aus Tiefen mit sich auch
Die Andre reißen, die im Spiegel, die sich dort
Dem Fremden heimlich zugesellt, — ergriff ihr Blick,
Da planlos wankte ihre Göttlichkeit, zuletzt,
Trunken und blind, den Taubenflug, der schillernd sie
Umkreiste, und mit jähem Schwunge barg sie sich
Ins Rauschen des Gefieders, in das dumpfre Aug
Und Lärmen beider Flügel. Unaufhaltsam, fort
Gerissen, stürmte sie mit Fittichen, voll Zorn
Nach oben jagend, noch vom engen Tiersleib
Behindert, kreiste dreimal überm Weiher und

Gewipfel und des eignen Hauses First, und wild
Sich schüttelnd stürzte sie nach Norden wie ein Pfeil.

Der blaue Lüfteraum empfing sie wonnevoll,
Schneekühle des Olympos lockte sie von fern,
Wo sie, anlandend, göttlich wieder, schmetternd gleich
Zusammenrief von Sonnenauf- und Niedergang
Die Götterschar, und laut beschwor um Beistand all
Die Herrlichkeit des Himmels und der Erde für
Den Unverständigen, den Elendsmann, der sich
Sein Herz bewahrte einsam. — Leids gewohnt, er ließ
Den Göttern Zeit, des Herzens Unruh dämpfend mit der
eignen Hand.

HANS CAROSSA: FAHRT

Wir Kinder gingen, Paar um Paar,
durch Wald und grünes Reut.
Mit bunten Eierschalen war
der Saatenrand bestreut.

Am Ufer hing das neue Boot.
Wir saßen flugs darin.
Das Wimpel wehte weiß und rot;
die Strömung trug uns hin.

Das Land verschob sich von uns fort.
Zu Felsen stieg der Strand.
Geschmückte Menschen gingen dort;
die winkten mit der Hand.

Und langsam schwanden Weg und Flur.
Nah ragte das Gestein.
Manchmal aus finstrer Höhle fuhr
ein heimlich starker Schein.



Die Zeit verschwebte wie ein Hauch.
Ein Korb ward ausgeleert
und nach geweihtem altem Brauch
das Ostermahl verzehrt.

Wir aßen Brot, wir tranken Wein.
Sturm schlug uns ins Gesicht.
Die Woge griff nach uns herein.
Wir fürchteten uns nicht.

Von weißen Vögeln weit umkreist
zur Heimat ging die Fahrt.
Wir glaubten selig an den Geist,
der uns versprochen ward.

MARTIN BUBER: DIE ZWEITEN TAFELN

Die Tafeln, die Gott aus dem Stein gehauen und mit Zeichen, Menschenaugen lesbar, beschrieben hatte, lagen von den Händen Mose zerschlagen. Da er aber über den Scherben kauerte und umsonst zusammenzufügen suchte, was für die Ewigkeit zerschellt war, traf ihn der Befehl: Du, du haue nun zwei steinerne Tafeln, und ich will darauf schreiben. So hieb er sie, seine Hände bestaunend, aus dem Stein und trug sie zu Berge. Sodann stand er oben und harrte, daß sie ihm abgenommen würden. Nirgendher jedoch streckte sich ihm der Arm eines Empfängers entgegen, sondern die leere Einsamkeit kreiste um den stehenden Mann, bis mitten aus ihrer Leere das Wort auf ihn niederbrach: Schreib! Da stemmte er sein Ohr wider die Stimme und blieb unbewegt, tragend die Tafeln, die er dem Befehl zufolge gehauen hatte, daß Gott darauf schreibe. Und er war allda vierzig Tage und vierzig Nächte und aß kein Brot und trank kein Wasser, stand und harrte und weigerte sich der Stimme, die ohne Unterlaß die leere Einsamkeit durch-

schütterte. Am einundvierzigsten Morgen aber setzte sich Mose auf den Fels und nahm die Tafeln in die linke Hand Noch zögerte er, ob der einst vertraute Herr nicht über ihn käme, ihm die Finger zu führen. Aber keine Gegenwart war ihm nah, in aller Ferne keine Gegenwart, gottlos ausgespannt die Luft, gottlos dröhnend der Augenblick. Sodann hob er an zu schreiben, die Stimme schwieg, und ganz verlassen schrieb Mose die Worte des Bundes zwischen Gott und dem Menschen. Da blühte rings um ihn göttlich der Raum auf, göttlich umklang ihn die Zeit, und das Geheimnis des lebenden Gottes legte sich an sein Herz. Gottes Zeichen, Menschenaugen lesbar, waren auf den Tafeln, und als er mit ihnen niederstieg, erschraken die Kinder Israel, denn Gottes Glorie leuchtete auf seinem Angesicht.

ZWEI GEDICHTE VON RAINER MARIA RILKE

DER TOD

Da steht der Tod, ein bläulicher Absud
in einer Tasse ohne Untersatz.
Ein wunderlicher Platz für eine Tasse:
steht auf dem Rücken einer Hand. Ganz gut
erkennt man noch an dem glacierten Schwung
den Bruch des Henkels. Staubig. Und: „Hoff—nung"
an ihrem Bug in aufgebrauchter Schrift.

Das hat der Trinker, den der Trank betrifft,
bei einem fernen Frühstück abgelesen.

Was sind denn das für Wesen,
die man zuletzt wegschrecken muß mit Gift?

Blieben sie sonst? Sind sie denn hier vernarrt
in dieses Essen voller Hindernis?



Man muß ihnen die harte Gegenwart
ausnehmen wie ein künstliches Gebiß.

Dann lallen sie. Gelall, Gelall . . . . . .
. . . .
O Sternenfall,
von einer Brücke einmal eingesehn —
Dich nicht vergessen. Stehn!

Narziss

Narziß verging. Von seiner Schönheit hob
sich unaufhörlich seines Wesens Nähe,
verdichtet wie der Duft vom Heliotrop.
Ihm aber war gesetzt, daß er sich sähe.

Er liebte, was ihm ausging, wieder ein
und war nicht mehr im offnen Wind enthalten
und schloß entzückt den Umkreis der Gestalten
und hob sich auf und konnte nicht mehr sein.

COMTESSE DE NOAILLES: LES VIVANTS ET LES MORTS

Tu vis, je bois l'azur . . .

Du lebst. Den Himmel deiner Züge schlürfend,
bin ich, mit deinem Lachen, rein gespeist,
was weiß ich, wann du, Sichres nicht bedürfend,
mich einmal Hungers sterben heißt.

Allein und immer staunend, wie ich fahre,
hab ich nicht Zukunft, keiner Hütte First,
ich fürchte mich vorm Haus, vorm Tag, vorm Jahre,
da du mich leiden machen wirst.

Selbst wenn ich in den Lüften, die mich fassen,
dich sehe, und dein Herz ist unverdorrt,
etwas von dir will immer mich verlassen,
indem du bist, gehst du schon fort.

Du gehst, ich bleibe gleich dem scheuen Hunde,
der mit der Stirn auf sonnenweißem Sand
zu fassen sucht in dem beirrten Munde
den Falterschatten, der entschwand.

Du gehst, mein Schiff, die Meere, die dich wiegen,
rühmen dir künftige Entzückung dort,
und doch, die Ladungen der Erde liegen
in meinem stillen Hafenort.

Nicht rühren, wie dein Atem auch dich treibe,
so drängt ein Quell aus seinem Schilf wie du.
Alles ist dürr, was nicht in mir ist, bleibe
in diesem Sturme meiner Ruh.

Denn welche Reise ließe dich erkennen,
was ich mit meinem Blick in deinen brenn',
Galata und die Wälder der Ardennen
und Lotosse in Indien?

Ach, wenn dein Drang, dein Abschied auf mir lasten,
ich dich nicht fasse mehr im Raum der Welt,
muß ich der Trägheit denken, der verhaßten,
die eines Tages dich befällt.

Du Froher, der das Handeln nie verschlafen
und der erobernd in der Hoffnung siegt,
schließest dich an dem großen Volk der Sklaven,
das dumpf und stumm und duldend liegt.

Ich seh's wie einen Punkt, genau geschieden
hebt sichs von Wasser, Zeit und Ferne ab,
allein und zwingend wie die Pyramiden,
dein enges unverrücktes Grab;

und seh mit einer Trauer ohnegleichen
an einer Zukunft Schluß, die mir entglitt,
dich enden wo, an Mauern, die nicht weichen,
beim Bett, das aufhält deinen Schritt.

Und du wirst tot sein, tot wie Alexander,
wie jener Tänzer, dessen Asche sehr
leichtwiegend war, wir reichten sie einander
in dem Museum dort am Meer.

— — Ich sah in einem Land, das Sonnentage
erträgt wie himmlische Beleidigung,
Skelette auf dem Grund der Sarkophage
und griff an ihrer Stirnen Schwung.

Und wußte, ich, Beschauer dieser Leichen,
bin schon der Tote, wenn auch noch gefeit,
von meinem leichten Leib zu meinesgleichen
bedarf es nur ein wenig Zeit . . .

Ich nehm das schwarze Los, es zu bestreiten,
ich will das Aug sein, draus das Hohle stieg,
du aber, Palmbaum meiner Einsamkeiten,
du einziger, mit dem ich schwieg,

du, dem ich, ohne daß ichs eingestand,
so wie ein Prinz den Degen hergibt, still,
einräumte das geheimnisvolle Land,
in dem mein Herz steigt wie ein Nil,

an dem ich alles Meine unerhört
zerschellte: Träume, Mängel, Müh und Mut,
wie ein Palast, der stehend sich zerstört
im Spiegel unberuhigter Flut,

wirst du, auch du, vom Schicksal eingezogen
zu diesem Heere, das das Graun beschlich,
und stehst geduckt, die Schultern ganz verbogen,
genau, als fürchtetest du dich?

Kälter als kalt und ohne Blick und Ohren,
Keim, der rückschlafen will ins Welten-Ei,
ranziges Wachs: dem fliegen wie verloren
die Bienen abseits und vorbei!

Genügts nicht, daß ich geh, daß ich, die Schwache,
mich mischen will in der Gespenster Wehn,
die mehr als Helena und Andromache
hat Blicke sich bekriegen sehn?

Mein Kind, ich hasse mich, und ich verachte
der Königstöchter töricht stolze Zier,
weil ich mich nicht als Flammenwall entfachte
zwischen dem traurigen Tod und dir!

Doch Überlebendes kann nicht entgleiten,
so denk ich unterm nahen Nachtgespinst
der Ewigkeit der Räume und der Zeiten,
und daß du nie daraus entrinnst.

— — O Frühlinge, o Fröhlichkeit des Schnees,
das steigert sich wie Läufe, und nichts dringt
aus dem verläßlich mächtigen Gefäß,
in dem es endlos steigt und singt.

Übertragen von Rainer Maria Rilke



CHARLES DE COSTER: DIE ZIGEUNER[1]

I

Ein Künstler würde ihre Physiognomie und die ihres Lagers in großen Umrissen folgendermaßen zeichnen:

„Mai; blauer, kalter Himmel, Nordwind; Wirbel von rostrotem Staub; herber Torfgeruch, der von Holland herüberkommt. Ein kleines kahles Feld an einer Landstraße, die mit hohen Bäumen bepflanzt ist, eine Hecke; auf der anderen Seite ein weiter Horizont.

Auf dem Feld Zelte aus braunem, schmutzigem, fettigem Segeltuch; in den Zelten Lager aus Lumpen, die andere Lumpen überdecken; ein brauner Ton im Innern und herrliche Augen, die im Halbdunkel blitzen, wie die eines schwarzen Tigers aus seinem gefleckten Kleid.

In einem der Zelte eine schwangere Frau, ein schwarzer, strenger Typus, schön wie das Ideal, mit sinnenden Augen und einer großen, weitgeblähten Nase.

Kleine nervöse Pferde rupfen bei der Hecke an den spärlichen Büscheln mageren Grases.

Von Zeit zu Zeit durchschreitet ein Zigeuner mit hoher Mütze und offener Brust, an dessen Weste statt der Knöpfe silberne Eier baumeln, die gaffende Menge, die durch gemessen sich bewegende Polizisten im Schach gehalten wird.

In dieser Menge bemerkt man Maler, die zeichnen, Neugierige, die verständnislos gucken, Leute, die lachen, andere, die staunen, und Straßenjungen, die auf den Heubündeln herumspringen, die soeben ein Bauer für die Pferde anfährt, und sie durcheinanderbringen. Ein Hauptmann, der einen Stock mit einem dicken silbernen Knauf schwingt, jagt sie

[1] Diese Novelle De Costers erschien um 1862 als Privatdruck unter dem Titel „Les Bohémiens“ und ist seitdem nie wieder gedruckt worden. Durch diese Übertragung wird sie der völligen Vergessenheit, in die sie geraten war, entrissen.

mit erhobener Stimme fort, aber sie kommen bald wieder, solchen Spaß macht es ihnen, das Heu durcheinanderzubringen.

Die Landstraße ist voller Neugieriger, die kommen und gehn, zu Fuß, zu Pferd und im Wagen; zwischen ihnen gehen die Zigeuner umher, mit Kesseln auf den Köpfen, und die Zigeunerinnen, kunstvoll drapiert mit jenen Tüchern aus rot und gelb gemusterter Baumwolle, womit die Brabanter Bäuerinnen sich den Kopf bedecken.

Ein Bauer aus der Umgegend, ein lümmelhafter, aufgeblasener Possenreißer, der sich mit lila Baumwolle ausstaffiert und einen Strohhut umgekehrt aufgesetzt hat, wird von einigen Gaffern für einen Zigeuner gehalten und dankt in einem Kauderwelsch den guten Leuten, die ihm ein Almosen geben.

Außerhalb der Zelte verteilen reiche Besucher Silberstücke, junge Leute werfen von weitem den Zigeunerinnen eine Handvoll Kupfermünzen zu; eins der Zigeunermädchen ohrfeigt einen Bürgerssohn, der es um die Taille gefaßt hat.

Man lacht, man schwatzt, man albert, man staunt, und der Abend bricht herein und entzündet in den Zelten die Öfen, deren flackerndes Feuer die kesselflickenden Zigeuner und die Zuschauer, die sie bei diesem Tun betrachten, mit einem roten Schein umgießt."

Ein lyrischer Dichter würde sie folgendermaßen schildern:

„Woher kommt ihr, arme Zigeuner, letzte Überbleibsel einer Poesie, die bald verschwinden wird, Träume des Künstlers, arme Zigeuner?

Ein Bürger gibt einem eurer prächtigen kleinen Mädchen vier Cents; es kauft dafür das ‚Journal', das naive Schlauköpfchen, und bildet sich ein, man glaube darum, es verstände Französisch.

Kinder der Trauer, der Traum glänzt in euren tiefen Augen,



ihr kommt aus dem Lande, in dem die antike, die ewige Poesie lebt und an der Zivilisation vielleicht sterben wird. Ihr lebt mit dem Unbekannten auf der Erde, arme Zigeuner!

Euch kümmert nicht die Menge! Eure Augen künden es genug. Euch kümmert nicht die groteske Vernunft derer, die über euch lachen in dem banalen Hochmut ihrer Gleichgültigkeit. Ihr lebt frei in den Tag hinein, heute die Taschen voller Gold, morgen voll alter Gamaschenknöpfe.

Eure Weiber sind schön, und ihr seid die Schönheit aus einer fremden Welt. Ihr seid Rembrandts, Velasqueze; in euren Lumpen gestaltet ihr edlere Bilder wie die der größten Meister.

Ihr seid schön durch den Schwung, die Freiheit eurer Bewegungen, durch die Grazie, die Schönheit eurer Weiber, den Stolz eurer Männer, durch eure gebräunten Gesichter, durch alles, was euch unterscheidet von uns armen nordischen Menschen, die wir so gesittet leben.

Wohin der Vogel zieht, dahin zieht ihr, nicht so hoch, aber ebenso frei; wo er sich niedersetzt, da setzt ihr euch nieder. Wer seid ihr? Kesselflicker, ja; aber Fürsten zugleich.

Wenn die unter uns, die euer Handwerk ausüben, zu ihren Kunden gehen, so tun sie es mit gekrümmtem Rücken; ihr tretet aufrecht und stolz bei ihnen ein, wie Könige, wie Krieger.

Seid ihr nicht die letzten Krieger des Gedankens, der dahingeht, der Phantasie, die sich zum Himmel flüchtet, der Poesie, die ihre Flügel entfaltet, ihre Flügel, die noch kühn sind, aber schon ein wenig ängstlich vor der fetten und übersättigten Vernunft, die aus den trüben Tiefen der Philosophie emporsteigt? Arme Zigeuner, schöne Zigeuner; schöne, kühne, sinnende Augen eurer Töchter, lebt wohl! Ihr braunen Zelte, lebt wohl; leb wohl, Poesie!« —

II

So aber spricht die Wirklichkeit:

Nanna, eine hübsche Zigeunerin von sechzehn Jahren, befindet sich bei einem Millionär des Leopoldviertels, einem jener Sucher nach restloser Liebe, deren Typus immer seltener wird in unserm herrlichen Zeitalter des Eisens, der Elektrizität und der Kokotten zu allen Preisen. Wenn man nicht gerade ein Trottel ist, so verleitet nichts so zur Träumerei wie der Reichtum; nichts auch führt mehr dazu, die Seichtheiten der Menschen zu verachten, nichts macht so traurig, nichts auch so nachsichtig. Sich ausgebeutet zu sehn, zu wissen, wie man das anfängt, und freiwillig in die Falle zu gehn, indem man zugleich verachtet und verzeiht, ist ein Objekt stetiger Neugierde für den klugen und fühlenden Menschen. Gutes tun, um nichts als Undank oder Kränkung zu ernten, lieben, um unverstanden zu bleiben, gut zu sein, für schwach zu gelten oder am Ende gar beschimpft zu werden, das gibt manchen Seelen eine zugleich heitere und schmerzliche Befriedigung.

Nanna also, die hübsche sechzehnjährige Zigeunerin mit dem schönen Gesicht und den großen Augen, die sanft sind wie die einer Taube, mit den tiefen Blicken, die versunken sind im Samt der Pupillen, einem Samt so fein wie der des Stiefmütterchens nach dem Regen, — Nanna befindet sich bei einem großen Herrn. Sie sitzt im Bade; es ist ihr zweites, auf dem Wasser des ersten schwammen Ölaugen; in diesem umschmeichelt das reine Wasser ihren Körper, der der Venus Adolescentia gleicht.

Ihre Haare werden parfümiert; ihr molliger Leib rötet sich unter den Händen einer Frau, die mit einem Tuch die Wasserperlen davon abwischt.

Zunächst als erstes Kleidungsstück ein Hemd aus gelblichem Foulard; weißer wäre zu grell. Sie braucht nur zu wählen, was sie als Gürtel, als Haarschmuck haben will.

Sie wählt rote und gelbe Seide und ein Kollier aus goldenen Perlen; ihr Rock besteht aus Kaschmir mit einem kleinen Palmenmuster; ihre Stiefel sind aus rötlicher Seide mit goldenen Knöpfen. Sie ist wunderschön so.

Dann begibt sie sich in ein prächtiges Zimmer; dort erwartet sie auf einem Sofa ein schöner Deutscher, mit rötlichem Haar, von militärischer Haltung, mit strengem, doch dabei träumerischem Blick. Er gehört zu jenen Männern, die hart sind gegenüber Männern, doch Tauben bei den Frauen. Simson war einer von ihnen.

Sie ist schön, begehrenswert, geschmeidig und stolz. Manchmal schmiegt die Seide sich an ihren Körper wie feuchtes Leinen und zeigt ihre zierlichen Formen.

Die Stimme der Begierde, die in seinen Adern kocht, die der Wollust, der Schwester des Mordes, reden auf den jungen Mann ein: „Nimm sie mit Gewalt!“ flüstern sie.

Mörder und Räuber hören diese Stimme, wenn die Leidenschaft ihre Augen mit Blut und Galle durchtränkt, daß die Ohren ihnen klingen, daß sie nur noch durch einen roten Nebel hindurchblicken, und daß sie töten müssen, um befriedigt zu sein. Aber diese Stimme, er hört sie nicht; sein Herz ist es, das spricht, erfüllt von echter, heißer Liebe und von liebkosender Zärtlichkeit.

Sie ist mit ihm in sein Haus gekommen, ohne sich ihm hinzugeben, noch anzubieten; er fühlt, wie sein Herz bebt vor diesem seltsamen Geschöpf, das nacheinander all die kleinen Nippsachen, die ringsumher stehen, von ihren Plätzen nimmt und alles in ihre Taschen stecken würde, wenn ihr Rock Taschen hätte.

Sie sprechen Deutsch miteinander.

„Schenk mir dies,“ sagt sie, indem sie auf ein silbernes Petschaft zeigt; „und das hier,“ sagt sie und zeigt auf eine kleine goldene Taschenuhr, „und das da,“ sie meint ein sil-

bernes Falzbein; „und dann noch dies" ... kurz, alles was glänzt.

„Du sollst alles haben", sagt er. Bei diesen Worten lächelt sie.

Er belebt den Himmel mit seinen Träumen und will die Wirklichkeit nicht sehn, die zu seinen Füßen kriecht.

„Liebst du mich?" sagt er voll Leidenschaft.

Sie betrachtet ihn erstaunt.

„Dich lieben?" sagt sie, „nein! Ich liebe meinen Vater und meine Mutter, aber dich, — nein."

Und das sagt sie mit so sanften Augen. Er kann es nicht glauben.

„Wie hast du es wagen können, hierherzukommen?" fragt er.

„Du bist ein hübscher Fremder", sagt sie mit einem unmerklich mokanten Lächeln.

Für die Zigeuner ist die ganze Welt die Fremde.

„Wenn du", sagt er, „bei mir bleiben willst, so sollst du ein schönes Schloß haben. Dieses hier ist wohl fünfhundert solcher Stücke wert."

Und er zeigt ihr ein Goldstück.

„Nein", sagt sie mit einem reizenden schiefen Mund.

„Warum nicht?"

„Ich weiß es nicht", sagt sie.

„Wenn du in diesem Hause wohnen willst, so sollst du alle Tage Wein haben, wie den hier", und er schenkt ihr bis an den Rand Champagner in einen duftenden Kelch.

„Das schmeckt sehr schön," sagt sie, „noch mehr!"

Er gießt ein, der Wein macht ihre Augen noch immer leuchtender. Wie er sie liebt! Fast scheint sie auch ihn zu lieben.

„Nanna," sagt er, „bleibe, ach, bleib bei mir! Du wirst hier allein die Herrin sein, du wirst Gold scheffelweise haben; du wirst in einer Equipage sitzen, anstatt dort in deinem schmutzigen Karren zu kauern."

Sie besinnt sich lange. „Muß ich dafür immer mit dir zusammen sein?"

„Oft", sagt er.

„Und eingesperrt bleiben?"

„Ja," sagt er, „wenn es regnet oder kalt ist, wirst du hier einen schönen Kamin haben, wo das Holz vom Morgen bis zum Abend flackert, und das wird angenehmer sein, als in einem Zelt oder in einem Loch unter der Erde zu frieren."

„Nur die Toten unter der Erde frieren", unterbricht sie ihn.

„Bleib!" sagt er, „bleibe!"

„Immer mit dir zusammen?" sagt sie.

Da ergriff ihn ein Verlangen nach Liebkosungen, er hob sie vom Boden auf, wiegte sie wie ein Kind im Arm ihrer Amme, und jedesmal, wenn ihr liebliches Gesicht vor seinem Mund vorüberkam, küßte er es zärtlich.

Und sie, um ihm einen großen Beweis ihrer Zuneigung zu geben, sagte lächelnd: „O, so schaukelte mich auch ein hübscher junger Matrose in Hamburg."

Er ließ sie fallen, wenn auch nicht unsanft. Seine Leidenschaft schien zu schmelzen vor dieser gefühllosen Naivität.

„Aber wenn du dich verheiratetest?" sagte er.

„Man heiratet, um zu arbeiten", sagte sie.

„Würdest du deinen Mann lieben?"

„Mein Mann würde mein Herr sein", sagte sie.

„Willst du mich zum Mann?" sagte er.

Sie betrachtete ihn mit stolzer Verachtung und brach in ein so höhnisches, so verächtliches Lachen aus, als ob der junge Mann, schön wie ein Apoll, irgendein häßlicher Orang-Utang gewesen wäre, der eine Königin anfleht, ihn zu erhören.

Dieses Lachen brachte ihn aus der Fassung

Sie hörte auf zu lachen, um zu lächeln, und indem sie ihm schmeichelte, gleichsam um ihn um Verzeihung zu

bitten, daß sie sich über ihn lustig gemacht, zeichnete sie mit einigen Handbewegungen die Gestalt eines Zigeuners, sein langes, gelocktes. Haar, seine gestickte Weste, seine enganliegenden Hosen, seine hohen Stiefel, und indem sie auf eine Florentiner Bronze und auf eine Venus aus weißem Marmor tippte und auf das Gesicht des hübschen Deutschen wies, gab sie ihm durch eine Kopfbewegung zu verstehen, daß sie bei der Wahl zwischen der Bronze und dem weißen Fleisch nicht schwanken würde.

Dann tat sie, als müßte sie ersticken. Er öffnete das Fenster.

„Ich will fort," sagte sie, „wo sind meine alten Kleider?"

„Was willst du damit machen?"

„Sie anziehn."

„Was?" sagte er, „diese Lumpen, diese . . ." Er hielt inne, denn er war nahe daran, ihr die beleidigendsten Dinge an den Kopf zu werfen. „Man hat sie an den Ofen gehängt."

„War es nötig, sie zu kochen?" sagte sie.

„Die Kleider, nein", erwiderte er.

Sie begriff.

„Der Rock ist verbrannt", fuhr er fort.

„Ich zieh sie an, wie sie sind", erwiderte sie.

„Aber", sagte er, ohne selbst zu glauben, daß sein Vorschlag ausführbar wäre, „warum gehst du nicht lieber zu den Deinen mit diesem Kaschmir, mit dieser kostbaren Seide auf dem Leib, statt in einem Sack?"

„Weil die Frauen mich aus Eifersucht in Stücke reißen würden."

„Was willst du denn damit machen?"

„Ich bewahre sie auf für den großen Tag."

„Du willst also heiraten?"

„Warum nicht?"

Es prickelte ihn, ihr etwas Kränkendes zu sagen:

„Aber die Prozession am nächsten Tag und der Spott, mit dem man deinen Gatten bedecken würde? . . . Fürchtest du nicht das Hohngelächter und das schneeweiße Hemd, das man wie eine garstige Fahne zu deiner Schande in den Straßen einhertragen würde?“ [1]

Sie lächelte stolz.

Dann ging sie ins Nebenzimmer, um dort ihre Lumpen anzuziehn, machte aus den prächtigen Kleidern ein Paket, kam wieder herein, gab dem Millionär ihre kleine Katzenhand, die er, glücklich über diesen ersten Beweis ihrer Zuneigung, nahm und küßte, streckte sie ihm aber halbgeöffnet noch einmal hin und sagte: „Noch mehr!“ Er begriff. Diese tierische Zwanzigfranken-Liebe empörte und ernüchterte ihn, so daß er den Mut hatte, „Nein!“ zu sagen.

Von da an war sie für ihn nicht mehr das geliebte Weib, das Weib eines zerflossenen schönen Traumes, sondern ein Objekt, um psychologische Anatomie daran zu studieren, wobei es zwei Patienten zu sezieren gab: ihn, den Narren, den Mann der Zivilisation, den Träumer, der an eine Liebe glaubt, die sich schenkt, wie die schottische Gastfreundschaft; sie, die naiv, ohne Scham, gleichsam natürlich, gewagt hatte, ihm ihren Körper preiszugeben, diesen Tempel der Seele, der unsterblichen Psyche, um, wie eine Hündin einen Knochen findet, Goldstücke, Edelsteine und Seidenstoffe zu finden und befriedigt von dannen zu gehn, im voraus harmlos lächelnd beim Gedanken an den künftigen Gatten, für den sie wird arbeiten müssen, und der am nächsten Tag durch die Straßen von Prag, Budapest, Paris, Wien oder Konstantinopel, wie es gerade trifft, offenkundig und sichtbar das Zeichen tragen wird, das seine Frau für würdig

---

[1] De Coster spielt hier auf die flämische Volkssitte des „Scharminkelns“ an, wonach bei der Hochzeit eines Mädchens, das nicht mehr Mädchen ist, allerhand Spott getrieben, mit Topfdeckeln geklappert und ein weißes Hemd am Hause vorbeigetragen wird.

erklärt, als Tugendengel von allen Bürgermeistern, Maires, Schultheißen und Wesiren des zivilisierten Europas gekrönt zu werden. Seine enttäuschte Liebe wollte höhnen, aber sein Instinkt, die Keckheit dieses Mädchens, ihr reiner und kalter Blick inmitten ihrer teuflischen Koketterie sagten ihm: Sie ist rein und fürchtet dich nicht.

Und doch, wie viel Aufreizendes war in ihren Bewegungen, ihrer Haltung! Sie hatte ihn also absichtlich gefoltert, um ihn auszurauben. Und sie war doch ein Weib, sie mußte sehn, daß er sie liebte, daß er vielleicht imstande wäre, sie zu heiraten. Aber nein, nur Verachtung, hochmütige Verachtung war in ihren katzenartigen Liebkosungen; er fragte sich, ob das Konzil, das erklärte, die Frauen hätten keine Seele, sich wohl wirklich so sehr getäuscht hätte.

Die Zigeunerin legte die Hand auf den Türgriff.

„Du gehst also?“ sagte er.

„Ja.“

„Und wirst es nicht bereuen?“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „aber diese Decke ist so niedrig, und der Himmel ist so hoch, eure Häuser sind so klein wie Schachteln, und so weit sind die Straßen, auf denen die Zigeuner schweifen.“

Sie neigte den Kopf; für eine Sekunde, wie ein Blitz, war ihr Blick traurig, sie drückte ihm die Hand, und er sah, wie ihr Auge feucht wurde.

Diesmal begriff er und sah, wie dieses Mädchen vielleicht unfreiwillig fortging, einer unbekannten Zukunft entgegen, geleitet von einer unbekannten Religion, die ihr gewiß vorschrieb, ihrer Rasse, ihrem Stamm treu zu bleiben und dessen Arbeit und Mühsal zu teilen; er sah sie geleitet auch von dem seltsamen und doch natürlichen Instinkt jener Nomadenvölker, die die Mühsal reizt, die der Hunger aufpeitscht, und die sterben müßten, wenn sie das gesetzmäßige und geregelte Leben der zivilisierten Völker, so sehr es sie auch sättigen würde,

führten; wie der Adler, wie der Geier, wie die großen Herrscher der Lüfte, die vollgestopft mit rohem, blutendem Fleisch in den Menagerien und zoologischen Gärten mit den Flügeln schlagen, traurig sind und wild, gleichsam aller ihrer Kraft beraubt, und an jenem Heimweh nach den freien, unermeßlichen Weiten leiden, das bald, eine Kralle, weit mächtiger, als die ihre war, die Hand des Todes auf sie herabrufen wird.

Sie ging fort, er trat auf den Balkon und sah, wie sie die Straße hinunterging; sie drehte sich um, nickte ihm zu und sandte mit der Hand einen Kuß zu ihm hinauf. Es war ihm, als hätte er einem gefangenen Vogel die Freiheit gegeben, und als machte dieser Vogel sich lustig über ihn.

III

Die Zigeunerin hatte ihn verlassen und ihr kostbares Paket mitgenommen. Sie kam im Lager an; die Nacht war hereingebrochen, eine mondhelle Nacht; ein roter Schein erglänzte aus den Öffnungen der Zelte, die eisernen Hammer klopften auf die Kessel, die Schmiedebälge schürten in den tragbaren Öfen das Feuer an, das die Masse zum Schmelzen und Sieden brachte.

Die reichen und freigebigen Besucher hatten sich entfernt: die Leute aus der großen Welt, die Müßiggänger, die Künstler, die guten Seelen mit der offenen Hand. Eine andere Art Zuschauer umschweifte nun die Zelte; es waren vor allem die Leute, die die in einem gewissen Abstand aufgestellten Polizisten im Auge zu halten hatten: eine wilde Gesellschaft, nicht von Dieben, sondern von gierigen Bauern, gierig nach dem Gelde, das die Zigeuner geschenkt bekommen hatten, und das man ihnen stahl, wenn man ihren Worten glauben wollte.

„Wie kommen diese Bettler dazu, alles Geld aus unserm Lande wegzuschleppen?“ sagten sie untereinander. — „Diese Tagediebe, haben sie nicht die Frechheit, wenn sie einen

Kessel zum Flicken abholen, ein Zwanzigfrankstück als Pfand auf den Tisch zu legen? Wenn sie so reich sind, was wollen sie denn hier?" — „Zu sechsen haben sie im ‚Stern' vierundsiebzig Glas bayrisch Bier getrunken und waren nicht einmal voll; das kommt von der Gewohnheit." — „Peetermans hatte ihnen erlaubt, ihre Pferde zu seiner Schwemme zu führen. Er hat dafür sechzig Franken für vier Tage gefordert. Sie haben sie bezahlt, ohne zu handeln." — „So werfen auch die Dirnen und Diebe mit dem Gelde um sich." — „Guck mal, da ist eine, die sich da unten in einem geschlossenen Zelt anzieht. Das wollen wir uns mal ansehen, Jan. Sie versteckt sich, sie hält mit der einen Hand ihren Rock, daß er nicht herunterfällt. Sie will die beiden Zelttücher zuziehn, um nicht gesehn zu werden. Diese Lumpen haben also auch Schamgefühl! Im Leinen ist ein Loch; Jan, steck den Kopf durch das Loch und spuck nach ihr. Ein famoser Ulk!"

Jan hat gespuckt und denkt voller Vergnügen an seine brave Frau, die als Abendessen für die Kuh und für die Ihrigen Kartoffeln schält, — die Schalen für die Kuh, die Kartoffeln für sie, — und die, weiß und rot, obwohl voller Runzeln unter ihrer weißen Mütze, nie das Bedürfnis haben wird, sich in einem Zelt anzuziehn, wo man sie bespucken kann. Und Jan ist so stolz darauf, diese edle Handlung vollbracht zu haben, daß er sich als die Arbeit und die Tugend selbst betrachtet, die auf das Vagabundentum spuckt. Er ähnelt in diesem Augenblick einem Bauern Teniers', der nüchtern Essig getrunken hat. Sein schmaler, gespitzter Mund lächelt würdig, und sein häßliches Gesicht wird erleuchtet von einer starken, wilden, tiefen Freude.

Inzwischen hat die Zigeunerin die Reihe der Polizisten nicht passieren können, ohne angehalten zu werden. „Was haben Sie da in diesem Paket?" sagt einer von ihnen mit seltsamer Freundlichkeit. „Machen Sie auf!"



„Da!“ antwortet sie vertrauensvoll.

Seide, Kaschmir, teure Stiefel mit goldnen Knöpfen, echtes Gold mit dem Stempel der Stadt, ein silbernes Falzbein, eine kleine Statuette aus Florentiner Bronze, eine Börse voll Leopolddukaten und mit zwei oder drei Vierzigfrankstücken aus der Zeit des Konsulats, prachtvolle Stücke, Kunstwerke. „Sie hat gestohlen, wahrhaftig!“ — Man packt sie.

„Von wem haben Sie das?“

„Von jemand!“

„Wie heißt er?“

„Er nennt sich Heinrich!“

„Wo wohnt er?“

„Ich weiß es nicht!“

„Das wissen Sie nicht?“

„Nein, ich weiß es nicht. Es war in einer großen, weißen Straße mit weißen, leuchtenden Häusern, die ins Freie hinausging.“

„Kennen Sie seinen Namen?“

„Ich habs ja gesagt, Heinrich!“

„Nein, seinen anderen Namen!“

„Wenn er zwei hat, so kenne ich nur diesen einen.“

„Er hat Ihnen also das alles geschenkt?“

„Ja!“

„Warum?“

Statt der Antwort lacht sie mit jenem reizenden Lachen der etwas leichtfertigen, im Grunde aber unschuldigen Mädchen. Die Polizisten lachen ihrerseits, aber mit einem anderen Lachen. Zu glauben, was sie sagt, das erscheint ihnen doch zu naiv. Gold und Kleider kann man ihr geschenkt haben, aber ein silbernes Falzbein oder gar eine Florentiner Bronze? Die Stiefel werden sie auf die richtige Fährte bringen. Wenn sie ihr genau passen, so ist das ein günstiges Zeichen. Man zwingt sie, sie anzuziehn. Sie pas-

sen ihr so genau, daß einer der Bauern in einer Anwandlung von guter Laune besonderer Art ihr in die Waden kneift. Die Zigeunerin richtet sich auf und gibt ihm eine Ohrfeige, zieht dann die Stiefel aus und will, daß man sie ihr wiedergebe. Nehmen ist sehr wohl Sache der Justiz, aber wiedergeben ist etwas anderes. Später, vielleicht nach einigen Monaten Untersuchungshaft, wenn man sie nicht vorläufig freilassen sollte.

Einer der Polizisten zieht aus seiner Rocktasche eines jener niedlichen kleinen Instrumente, die man Handfesseln nennt. Sie bestehen aus enggedrehten Stricken mit zwei Holzgriffen; die Stricke sind für das Handgelenk des Festgenommenen, die Griffe für die Hand des Polizisten. Er kann nach Belieben den Strick zusammenschnüren, ihn ins Fleisch eindringen lassen, bis es blutet, und eine solche Gewalt anwenden, daß er das Fleisch zerschneidet, und die Hand, blau und geschwollen, unbeweglich und tot herabhängt. Diese Instrumente sind gewiß gut, um ungebärdige oder kräftige Männer zur Vernunft zu bringen, aber dürfen sie wohl auch das arme Handgelenk einer kleinen Zigeunerin umschnüren?

Aber die Justiz hat nicht Zeit, bei der Verwendung ihrer Wage, ihrer Machtmittel und Handfesseln Unterschiede zu machen.

Ehe er zu der Prozedur schritt, fragte noch einmal der Polizist — er trug die Tressen eines Wachtmeisters —: „Wer hat Ihnen das geschenkt?"

„Wer mir das geschenkt hat? Ich habs Ihnen ja gesagt, ein junger Fremder, der sehr hübsch war, mit hellen, doch sehr lebhaften Augen und blondem Haar; aber er hat eine schöne Gestalt und scheint die Frauen sehr zu lieben, denn in mich hat er sich am ersten Tage verliebt, an dem er mich gesehn hat, und hat jemand zu mir geschickt, der mich zu ihm brachte."

„Wenn sie lügt, so lügt sie gut", sagte der Kommissar.
„Können Sie den Weg zeigen, den Sie gekommen sind?" fragte ein Polizist.

Sie drehte sich um, nach der Löwener Chaussee zu:

„Da bin ich hinuntergegangen, dann bin ich zwischen Häusern links gegangen; dann habe ich einen Teich gesehn, und dann bin ich in eine lange Straße eingebogen, die bergan ging, und da stand ein Wagen, und ich bin durch große Straßen, die alle gleich waren, gefahren, mitten zwischen weißen, leuchtenden Häusern. Man hat mich in einen engen Vorraum aus rotem Marmor eintreten lassen, man ist nach oben gegangen, hat mir gesagt: ‚Kommen Sie herauf', und da habe ich den hübschen Fremden gesehn."

„Würden Sie Ihren Weg durch alle diese Straßen wiederfinden?"

„In denen, wo ich gegangen bin, ja; aber in denen, wo ich im Wagen gefahren bin, nein."

„Die Geschichte ist gut erfunden! Komm, gib die Hände her!" Sie streckte sie arglos aus, und man legte ihr die Handfesseln an.

„Warum machen Sie das?" sagte sie.

„Um Sie mit Gewalt fortzubringen, wenn Sie nicht gutwillig folgen."

Sie warf sich zurück und wollte sich freimachen. Der Polizist zog den Strick an; sie stieß einen lauten Schrei aus.

„Warum führen Sie das Mädchen fort?" fragte der Hauptmann, der alles mit ruhiger Miene angehört hatte.

„Weil sie im Verdacht steht, gestohlen zu haben."

„Sind Sie dessen sicher?" fragte er.

„Wir glauben es", sagten die Polizisten. „Marsch!" setzten sie, zu der kleinen Zigeunerin gewandt, hinzu.

„Nein," sagte sie, „ich komme nicht mit, ich will nicht ins Gefängnis, ich will nicht eingesperrt werden, ich will die Luft, ich will den Himmel. Ich habe nicht gestohlen,

ich habe nichts getan; alles was ich hier habe, hat er mir geschenkt, ich schwöre es bei Attila, dem Hunnen, dem König und Vater unseres Stammes. Ich hab alles geschenkt bekommen. Laßt mich los!“

Der Hauptmann sagte darauf: „Dieses Mädchen hat bei Attila geschworen; sie ist unschuldig. Ihr seid hier die Herren im Haus; führt sie vor den Richter, aber tut ihr nicht weh mit diesen Stricken.“

Sie willigten ein, die Handfesseln abzunehmen. „Ich werde sie und euch begleiten“, sagte der Hauptmann.

Sie aber schrie: „Ich will nicht vor den Richter, ich bin unschuldig, ich weiß nichts, ich kann nichts tun, um meine Unschuld zu beweisen. Man soll doch den Fremden suchen, er wohnt dort in einem der schönsten Häuser, ganz weiß; wenn ich nicht mit ihm habe eingeschlossen werden wollen, so will ich es erst recht nicht ganz allein. In der Nacht legt man mir dann den Strick um den Hals und hängt mich im Gefängnis auf. Ich will nicht aufgehängt werden. Attila, der König, unser Vater, will es auch nicht, er weiß ganz genau, daß ich unschuldig bin. Laßt mich los, laßt mich los!“

Und wild werdend rang sie die Hände, warf ihre schwarzen Haare zurück und öffnete ganz weit vor Zorn und Furcht ihre Augen, deren Äpfel rot glänzten im Schein des Lagerfeuers.

Die Bauern sagten: „Seht ihr? Es ist eine Diebin, die man geschnappt hat. Sie hat der Königin die goldenen Stiefel weggenommen und ein Falzbein mit Diamanten und einen Schal, den sie zerschnitten hat, um sich einen Rock daraus zu machen, und das schöne Messer, womit die Prinzessin sich die Pfirsiche zerteilt. Wie hat man sie da nur hineinlassen können? — Die Reichen sind alle viel zu gut, aber sie werden bald etwas an ihr Haus gezeichnet finden.“ Ein anderer sagte: „Sie schwört bei Halt-da, daß man ihr das

alles geschenkt habe. Verschenkt man denn goldene Messer?" — „Es ist jemand, der sie bezahlt hat", sagte ein anderer. — „Schön," antwortete ein vierter, „wenn er sie bezahlt hat, so wird er der Person drei Franken gegeben haben und nicht alle diese schönen Sachen; man hat sie wahrscheinlich allein gelassen, und sie hat dann alles in ihre Schürze gepackt."

„Vorwärts, marsch!" sagte der Kommissar zu der Zigeunerin und stieß sie rauh vorwärts.

„Stoßt sie nicht," sagte der Hauptmann, „es ist eine von unseren Töchtern, sie hat bei Attila geschworen, sie ist unschuldig."

„Halt-da, Halt-da! Er hat ein Gesicht wie Halt-da", sagten die Bauern. Die Zigeunerin machte sich wütend und tränenüberströmt los: „Warum, ihr garstigen Menschen, packt ihr ein armes Weib, das euch nichts zuleide getan hat? Kann ich nicht wie ihr die Luft des lieben Gottes atmen? Ihr seid hier zu Haus, seid die Mächtigen und die Herren, aber der Löwe legt seine große Tatze nicht auf die Taube, und der liebe Gott will nicht, daß der Wolf den Vogel frißt, der über ihm in den Bäumen fliegt. Wir haben nichts Böses getan, wir haben bezahlt, was wir gegessen und getrunken haben. — Und wenn es schöne Damen und gute Herren gibt, die uns große Halbfrankenstücke und goldene Centimesstücke geschenkt haben, so könnt ihr uns darum doch nicht ins Gefängnis stecken! Haben unsere Männer und Herren eure Kessel, die sie geflickt haben, etwa schlecht geflickt? War das Kupfer nicht gut, und war die Arbeit nicht solide? Haben wir irgend jemand irgend etwas weggenommen? Der soll kommen und uns anklagen!" Und zum Himmel blickend:

„Attila, König und Herr, ich schwöre, daß ich dem Fremden nichts weggenommen habe."

„Sie hat auch ein Gesicht, wie Halt-da", schrieen die

Bauern, „man sollte sie nur ein bißchen ins Gefängnis werfen, alle diese Halt-da's. Da sind sie eigentlich zu Haus. Dann werden sie nicht mir nichts dir nichts den Arbeitern das Brot stehlen."

Dessen waren freilich einige Männer von besserem Verstande und vor allem von besserem Herzen nicht sicher, die überschlugen, was die Ernährung eines Gefangenen täglich kostet.

Unterdessen hatten einige junge Bauern den Umstand, daß die Aufmerksamkeit der Zigeuner völlig auf das junge Mädchen und die Polizisten gerichtet war, benutzt und sich auf die Pferde der Zigeuner geschwungen — nur um ihnen einen Streich zu spielen, wie sie sagten, aber in Wirklichkeit dachten sie, daß es für diese Zigeuner kein Gesetz und keine Gerechtigkeit gäbe, und daß, wenn einmal die Frucht des Diebstahls in ihren Ställen sich befände, keiner dieser Vagabunden es wagen würde, sie dort zu suchen.

Der Hauptmann bemerkte es, und indem er seinen Stock mit dem großen silbernen Knauf erhob, lief er auf sie zu, riß die, die seiner Hand am nächsten waren, von den Pferden herunter und zwang die andern, voller Angst die Flucht zu ergreifen.

Er war in der Tat furchtbar im Scheine der Fackeln, mit seinen großen schwarzen Augen, in denen man das Weiße leuchten sah, hell wie glühendes Metall, mit seiner Nase, deren mächtige Nüstern sich blähten, und jener königlich schönen Haltung, die fast alle Abkömmlinge der Krieger des Helden der Helden, des furchtbaren Königs der Hunnen, haben.

Während die Zigeunerin sich hin und her wand, sagten die Bauern: „Seht ihr? Jetzt steckt man sie ins Gefängnis mit Halt-da, ihrem treuen Freund. Das ist der, der mit seinem großen Stock angelaufen kam. Ha! Ha!"

Aber sobald Freund Halt-da ihnen ins Gesicht sah, wichen



sie, einander stoßend, zurück, wie eine Hammelherde vor einem Schäferhund, ausgenommen einige Kerls mit langem, wildem, verkniffenem Gesicht, die ohne Zweifel nach dem Messer gegriffen hätten, wäre die Polizei nicht dagewesen.

Die Polizisten indessen hatten viel zu tun; die Zigeunerin heulte, die Frauen waren aus den Zelten hervorgekommen, hielten sie bei den Röcken fest und riefen: „Laßt sie los, sie hat nicht gestohlen!" Da die Menge der Bauern sich langsam beruhigt hatte, nahm das Durcheinander wieder zu.

Doch die Zigeunerin sollte nun abgeführt werden und wand sich unter den Händen der Polizisten wie ein Vogel unter den Krallen der Katze. Sie stieß Wutschreie aus und fand schmeichelnde Worte, die einen Halsabschneider hätten erweichen können; sie stampfte mit den Füßen und tat, als fiele sie hin, um sich schwer zu machen. Auf der andern Seite war da die unbeugsame Muskelkraft, die jene andere Gewalt verkörperte, die die Justiz sich bewahren mußte, etwas Scheußliches und Erschütterndes, trotz der Schonung, wodurch die Polizisten ihre strenge Pflicht zu mildern suchten. Auf der einen Seite also Schreien, Tränen, worin die Schwäche, auf der andern kurz befehlende Stimmen, worin die Gewalt sich ausdrückte. Und wiederum, von seiten der Bauern, höhnisches Schreien und Pfeifen, Zeichen der Dummheit, Bosheit und Feigheit.

Mitten in diesen Tumult hinein knallte wie ein Pistolenschuß die herrische Stimme eines Mannes: „Platz da!"

Der Mann, der schöne Deutsche Nannas, feingekleidet, ein Ordensbändchen im Knopfloch, machte sich mit Händen und Ellbogen selbst Platz. Zehn Sekunden genügten ihm, um durch die Menge hindurch zur Zigeunerin zu gelangen.

„Aha, das ist der Herr, bei dem sie gestohlen hat", sagten die Bauern.

Aber sie waren höchst verblüfft, als sie sahen, wie er die

Hand der armen Kleinen faßte, die schon einer Ohnmacht nahe, aber beglückt war, als sie ihn sah, ihre baldige Befreiung fühlte und schon unter ihren Tränen lächelte.

Sich nun an die Polizisten wendend, sagte er: „Warum legt ihr diesem Mädchen Handfesseln an?"

Ohne ihm zunächst zu antworten, sahen die Polizisten ihn an und erkannten in ihm Heinrich T . . ., eine der reichsten und einflußreichsten Persönlichkeiten der bürgerlichen Aristokratie des Leopoldviertels. Sie zeigten ihm alle die angeblich gestohlenen Gegenstände und setzten ihm auseinander, warum sie hätten ihre Pflicht tun müssen, da sie nicht gewußt, woher jene Gegenstände stammten.

„Bei Gott!" antwortete er, indem er alles ein wenig unruhig betrachtete, denn er fürchtete, vermischt mit den seinigen die Geschenke irgendeines anderen ‚hübschen Fremden' zu finden; „bei Gott!" sagte er, „dies hier habe ich ihr geschenkt."

Die Polizisten fingen vielsagend an zu lachen, was sie für fein hielten.

Die Zigeunerin beobachtete ihn aufmerksam, sie begriff mit ihrem weiblichen Instinkt, wieviel Güte in diesem Zufallsliebhaber war, der kam, nach ihr zu sehen, nach ihr, die ihn so albern verlassen hatte, fühlte, was an Mut dazu gehörte für den vornehmen Herrn mit dem Ordensbändchen, ihre Verteidigung vor diesen Polizisten, diesen Bauern, diesen Bürgern zu übernehmen, sie dem Gefängnis und der Schande zu entreißen und sie mit seinem Namen und seinem Ansehen zu decken, auf denen nun ein Flecken sein würde, der Flecken verrückter Generosität des guten Herzens. Sie liebte ihn, sie nahm seine Hände und küßte sie, indem sie sie mit Tränen bedeckte, vor aller Welt. Er ließ sie gewähren. Ihm schlug das Herz. Sie warf sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Kniee mit beiden Armen, um, sich also

erniedrigend, dadurch auszudrücken, daß sie seine Sklavin sei.

Junge Frauen befanden sich in der Menge. Sie waren gerührt. Die Männer schwiegen. Die Szene wurde groß, und wahre Größe packt selbst die Rohen.

Der Hauptmann trat hinzu, zeigte auf den ‚hübschen Fremden‘ und sagte zur Zigeunerin: „Liebst du diesen Mann?“

„Vom ersten Augenblick an“, sagte sie.

„Willst du uns verlassen?“

„Ja.“

„Fern leben von deinen Brüdern, deiner Mutter und deinem Vater?“

„Ja.“

„Bereust du nichts?“

„Nein.“

„So geh!“

Sie schickte sich an, zu gehn, als der Hauptmann sie zurückrief, um sich ihr Gold und ihre Stiefel schenken zu lassen.

Sie gab sie ihm und ging dann wieder zu Heinrich. Sie entfernten sich miteinander, bestiegen auf der Landstraße den Wagen, und es war ein seltsames Schauspiel, wie die Lumpen schnell in die kostbare Equipage glitten.

Im Galopp ging es davon; als der Wagen außer Sicht war, sandten die Bauern und Bäuerinnen ihm tausend gemeine Schimpfwörter nach.

IV

Heinrich T . . . heiratete Nanna, ließ sie unterrichten, machte sie bekannt mit all den Dingen, die eine Frau wissen muß, und versuchte, sie geistig sich zu eigen zu machen, wie sie durch das Herz es war. Da aber täuschte er sich grausam; die Musik, sogar die sinnliche Musik Rossinis, die mächtigen Klänge Meyerbeers, die zärtlich-weichen, melan-

cholischen Melodien Webers brachten die Zigeunerin zum Gähnen. Manchmal dagegen machte es ihr Freude, Lieder ihrer Heimat zu singen, wilde Gesänge; sie begleitete sie auf dem Klavier, indem sie immer eine einzige Taste anschlug. Dann nahm ihr Gesicht durch die Erregung einen harten, traurigen Ausdruck an, ihr Blick machte ihre schwarzen Augen metallisch glänzen, die Augen, die Heinrich nur einmal hatte weinen sehen, draußen auf dem Felde. Dann sah sie, erschöpft sich niedersetzend, ihn starr an, ohne Liebe. Er liebte sie; die fremde Wesensart der Zigeunerin entzündete diese Liebe und hielt sie wach. Ihre Glückseligkeit und ihr Leid schienen ihm etwas Neues, als hätte er mit einer Frau aus einer anderen, unterirdischen oder himmlischen Welt zu tun, mit einem Panther im goldenen Leib einer indischen Göttin, der Tochter des doppelten Siwa, des zärtlichen und melancholischen Gottes der Liebe und des Gottes der Zerstörung.

Manchmal flößte sie ihm Furcht ein, am Abend, wenn er seine in einer Ecke sitzende Frau nur durch das Feuer des Kamins beleuchtet sah und nichts von ihr wahrnahm als das leuchtende Weiß ihrer Augen, auf dem die schwarzen Pupillen sich abhoben, und weiße Zähne, welche blitzten bei einem Lachen, das beißen zu wollen schien.

Wenn ihr dieses Jahr in Ostende gewesen seid, im August, so habt ihr Nanna mit ihrem Gatten dort gesehn. Die Damen, die am Kursaal die salzige Seeluft schlürften, sagten, daß die ‚gelbe' Frau, wie sie sie in ihrer liebreichen Sprache nannten, immer aufs Meer hinausblickte und traurig schiene; sie liebte es, sich allein in den Dünen nach Westpoort hin zu ergehn und dort sinnend den Blick über die weiten Flächen der flandrischen Ebene schweifen zu lassen.

Eines Tages erschien ein Mann. Er hatte lange Haare, die ihm über die Schulter fielen, wie eine schwarze Löwen-

mähne, und mit Galle durchsetzte, wilde Augen, er war in Lumpen gekleidet und trug einen schäbigen Filzhut; im Knopfloch hatte er eine Tonpfeife stecken. Er zeigte sich einen Moment auf dem Deich, niemand sah ihn wieder. Am nächsten Tage war Nanna fort; der Vogel war ausgeflogen; er hätte der gesicherten Nahrung seines zivilisierten Käfigs ohne Zweifel das kärgliche Weizenkorn vorgezogen, das er sich zwischen zwei Ackerfurchen stahl, unter freiem Himmel.

Aus dem Französischen übertragen von Anton Kippenberg

JOHANNES R. BECHER: STURM

Der Sturm frißt durch die Nacht. Kaputt
Der brüchige Mensch. Die Stadt in Schutt.
Der Sturm frißt durch die Nacht.
Und durch die Nacht frißt Regen grau.
Und Hölle tobt um Turm und Bau.
Wie Geißel zuckt der Regen.

Und Gott verläßt dein schwankes Schiff.
Taifun zerbeult dich. Blitz und Gift!
Und Donner bellen. Berge wild.
Aufreißt das blühendste Gefild.
Und dein Gesicht und deine Brust.
Die Erde: Trümmer und Verlust.

Gerüste brechen. Flüsse lohn
In Straßen über. Meere schon.
Die Häuser schlechter Wogendamm.
Und Mensch erwürgt, und Fels und Lamm.
Das heilige Lamm, Herr Jesus Christ . . .
Es blähen Leichen rings. Sturm frißt.

O diese Nacht. Doch jener Tag:
Mit Wrack, Stoß und Gerüsten.
Der Horizont gedunsen-vag,
Vernebelt . . . Endlos. Wüste.
Der Mensch verschlammt. In Pfützen Kot.
Und Gott ist tot. Ja Gott ist tot.

Wo fern doch schwingen Bäume licht.
Und eine Flöte wie Gedicht.
Und fern ein Mai und Engelszug.
O Mensch bei Mensch. Im Gang wie Flug.
Mit Halleluja ohne Zahl.
Gestirn blüht dort jed Antlitz fahl.

Ja fern, wohl fern. Und trotzdem: doch!
Ein Faustschlag wirkt. Ein Herzwerk pocht.
Und ein Gehirn —: es fliegt! es siegt!!
Azur strömt aus, drin Sonne wiegt.
Da öffnen sich Gezücht und Grab.
Und Hülle fällt, und Staub schält ab.
O Auferstehung wunderbar.
Ein goldener Helm aufstülpt sich Haar.

Der Sturm fraß durch die Nacht. Jetzt Tag.
Und Friedensau und schön Gelag.
Freund reiht an Freund. Und Brüder: Tier.
Umarmt, beküßt entschreitend wir.
Der Mensch stand auf. Aus Flucht. Zurück.
Zur Tat! Zum Glück!!

Bücher der Zeit
aus dem
Insel-Verlage

Leicht ist die Schreibfeder, das ist wahr, ist auch kein Handzeug unter allen Handwerken baß zu erzeugen denn die Schreiberei; denn sie bedarf allein der Gänse Fittich, deren man umsonst allenthalben genug findet, aber es muß gleichwohl das beste Stück (als der Kopf) und das edelste Glied (als die Zunge) und das höchste Werk (als die Rede), so am Menschenleibe sind, hier herhalten und am meisten arbeiten. Drei Finger tuns, sagt man von Schreibern, aber ganz Leib und Seele arbeiten dran.

MARTIN LUTHER

Das nachstehende Verzeichnis enthält den größten Teil der Bücher lebender oder unlängst gestorbener Dichter. Das vollständige Verlagsverzeichnis des Insel-Verlages ist durch alle Buchhandlungen oder den Verlag selbst unentgeltlich zu beziehen.

ANDERSEN-NEXÖ, MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von Mathilde Mann. In Halbleinen M. 12.—.

BAHR, HERMANN: ESSAYS. Zweite Auflage. In Pappband M. 6.50.

BAHR, HERMANN: DIALOG VOM MARSYAS. (Insel-Bücherei Nr 67.) In Pappband M. 1.10.

BEARDSLEY, AUBREY: UNTER DEM HÜGEL. Eine romantische Novelle. Übertragen von Rudolf Alexander Schröder. Mit einer Zeichnung von Beardsley. Zweite Auflage. Geheftet M. 2.50; in Halbleder M. 4.50.

BECHER, JOHANNES R.: VERFALL UND TRIUMPH. Erster Teil: Gedichte. In Halbpergament M. 5.—. Zweiter Teil: Versuche in Prosa. In Halbpergament M. 4.—.

BECHER, JOHANNES R.: DIE HEILIGE SCHAR. Gedichte 1918. Kartoniert M. 2.50.

BECHER, JOHANNES R.: GEDICHTE FÜR EIN VOLK. In Pappband M. 6.—.

BERTRAM, ERNST: GEDICHTE. In Halbpergament M. 3.50.

BINDING, RUDOLF G.: DIE GEIGE. Vier Novellen. In Pappband M. 5.50.

BINDING, RUDOLF G.: GEDICHTE. In Halbpergament M. 5.—.

BORCHARDT, RUDOLF: DAS BUCH JORAM. In Halbleinen M. 2.—.

BRAUN, FELIX: TANTALOS. Tragödie in fünf Erscheinungen. In Pappband M 4.50.

BUBER, MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. In Halbleder M. 8.—.

BUBER, MARTIN: EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. In Pappband M. 4.50.

BUBER, MARTIN: DIE LEHRE, DIE REDE UND DAS LIED. In Pappband M. 4.50.

BUSONI: ENTWURF EINER NEUEN ÄSTHETIK DER TONKUNST. (Insel-Bücherei Nr. 202.) In Pappband M. 1.10.



BUYSSE, CYRIEL: ROSE VAN DALEN. Aus dem Flämischen übertragen von Georg Gärtner. In Halbleinen M. 5.50.

CAROSSA, HANS: GEDICHTE. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 3.50.

CAROSSA, HANS: DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. In Halbleder M. 5.—.

CAROSSA, HANS: DIE FLUCHT. Ein Gedicht aus Doktor Bürgers Nachlaß. In Pappband M. 1.50.; in Halbpergament M. 2.50.

CLERCQ, RENÉ DE: DAS NOTHORN. Aus dem Flämischen übertragen von W. v. Unger. In Pappband M. 2.50.

DÄUBLER, THEODOR: HESPERIEN. Eine Symphonie. In Pappband M. 4.50.

DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. In Halbleder M. 60.—.

DÄUBLER, THEODOR: HYMNE AN ITALIEN. (Zurzeit vergriffen.)

DÄUBLER, THEODOR: DAS STERNENKIND. (Insel-Bücherei Nr. 188.) In Pappband M. 1.10.

DÄUBLER, THEODOR: WIR WOLLEN NICHT VERWEILEN. Autobiographische Fragmente. In Halbleder M. 6.50.

DÄUBLER, THEODOR: MIT SILBERNER SICHEL. Prosa. In Halbleder M. 6.—.

DÄUBLER, THEODOR: LUCIDARIUM IN ARTE MUSICAE. Ein Buch über Musik. In Halbleder M. 7.—.

DÄUBLER, THEODOR: DER NEUE STANDPUNKT. Zweite Auflage (in Vorbereitung).

DÄUBLER, THEODOR: DER STERNHELLE WEG. Gedichte. Zweite Auflage (in Vorbereitung).

EEKHOUD, GEORGES: DAS NEUE KARTHAGO. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von Tony Kellen. In Halbleinen M. 5.50.

EEKHOUD, GEORGES: KEES DOORIK. Erzählung. (Insel-Bücherei Nr. 216.) In Pappband M. 1.10.

EHRENSTEIN, ALBERT: DIE WEISSE ZEIT. Gedichte. Gebunden M. 12.—.

EHRENSTEIN, ALBERT: DER SELBSTMORD EINES KATERS. Novellen. Gebunden M. 5.—.

EHRENSTEIN, ALBERT: TUBUTSCH. Erzählung. Zweite Auflage. Gebunden M. 3.50. Illustrierte Ausgabe: mit 12 Zeichnungen von O. Kokoschka, gebunden M. 6.—.

FLÄMISCHES NOVELLENBUCH. Herausgegeben von F. M. Huebner. Gebunden M. 6.50.

Enthält Beiträge von Cyriel Buysse, Maurits Sabbe, Stijn Streuvels, Herman Teirlinck, Felix Timmermans, Gustav Vermeersch, August Vermeylen, Frans Verschoren, Karel van de Woestijne u. a.

FRANK, LEONHARD: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 10. Tausend. In Pappband M. 6.—.

FRANK, LEONHARD: DIE URSACHE. Erzählung. 10. Tausend. In Halbpergament M. 5.50.

GIDE, ANDRÉ: DER KÖNIG CANDAULES. Drama. Übertragen von Franz Blei. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—.

GIDE, ANDRÉ: PHILOKTET ODER DER TRAKTAT VON DEN DREI ARTEN DER TUGEND. Übertragen von Rudolf Kassner. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

HALLSTRÖM: DIE VIER ELEMENTE. Erzählungen. Übertragung von Marie Franzos. In Pappband M. 5.—.

HALLSTRÖM: DER TOTE FALL. Ein Roman. Übertragen von Marie Franzos. In Pappband M. 4.—.

HALLSTRÖM: FLORENTINISCHER ABENDTRAUM. Übertragen von Marie Franzos. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 5.—.

HALLSTRÖM: EINE ALTE GESCHICHTE. Roman. Übertragen von Marie Franzos. Zweite, durchgesehene Auflage. In Halbpergament M. 5.50.

HALLSTRÖM: EIN GEHEIMES IDYLL und andere Novellen. Übertragen von Marie Franzos. In Halbpergament M. 5.—.

HALLSTRÖM: EIN SCHELMENROMAN. Übertragen von Marie Franzos. In Halbpergament M. 4.50.

HALLSTRÖM: VERIRRTE VÖGEL. Novellen. Übertragen von Marie Franzos. In Halbpergament M. 5.—.

HARDT, ERNST: AUS DEN TAGEN DES KNABEN. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 4.—.

HARDT, ERNST: BRIEF AN EINEN DEUTSCHEN INS FELD. 6. bis 10. Tausend. Mit Titelholzschnitt von Walter Klemm. Geheftet 25 Pfennig.



HARDT, ERNST: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 3. und 4. Tausend In Pappband M. 5.50.

HARDT, ERNST: GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Initialen und Einband von Marcus Behmer. 11.—15. Tausend. In Pappband M. 5.50.

HARDT, ERNST: KÖNIG SALOMO. Drama. In Halbpergament M. 4.50.

HARDT, ERNST: SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. Titel- und Einbandzeichnung von Karl Walser. In Pappband M. 5.50.

HARDT, ERNST: TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 32.—34. Tausend. In Pappband M. 5.50.

HARDT, ERNST: AN DEN TOREN DES LEBENS. Novelle. (Insel-Bücherei Nr. 13.) In Pappband M. 1.10.

HARDT, ERNST: NINON VON LENCLOS. (Insel-Bücherei Nr. 218.) In Pappband M. 1.10.

HESPERUS. Ein Jahrbuch von Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt. Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 6.—.

Aus dem Inhalt: Freie Übertragung der Alkestis des Euripides von Hugo von Hofmannsthal. Stefan Georges Siebenter Ring von Rudolf Borchardt. Übertragungen aus Homer von Rudolf Alexander Schröder. Silvia im „Stern", Fragment von Hugo von Hofmannsthal. Aus dem deutschen Dante von Rudolf Borchardt. Gedichte von Rudolf Borchardt und Rudolf Alexander Schröder. Pindar-Übertragung von Rudolf Borchardt.

HEYMEL, ALFRED WALTER: ZEITEN. Gesammelte Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 3.—.

HEYMEL, ALFRED WALTER: SPIEGEL, FREUNDSCHAFT, SPIELE. Studien. In Halbpergament M. 3.50.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: ALKESTIS. Ein Trauerspiel nach Euripides. In Pappband M. 3.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DER WEISSE FÄCHER. Ein Zwischenspiel. Mit vier Holzschnitten von Edward Gordon Craig. 750 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Halbleinen M. 20.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 26.—30. Tausend. In Pappband M. 5.50.

Inhalt: Gedichte, Der Tod des Tizian, Prologe und Trauerreden, Das kleine Welttheater, Vorspiele, Tor und Tod, Der weiße Fächer, Der Kaiser und die Hexe, Die Frau im Fenster, Das Bergwerk zu Falun.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: VORSPIELE. (Prolog für ein Puppentheater; Vorspiel zur Antigone des Sophokles; Prolog zur Lysistrata des Aristophanes.) In Pappband M. 3.—.

HOLZ, ARNO: PHANTASUS. In Halbleinen M. 24.—; in Halbpergament M. 30.—.

HUCH, RICARDA: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 6.—8. Tausend. In Halbleinen M. 8.—.

HUCH, RICARDA: DER KAMPF UM ROM. Historischer Roman. Vierte Auflage. In Pappband M. 6.50.

HUCH, RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. (Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege.) Drei Bände. 7.—9. Tausend. In Halbleinen M. 22.—.

HUCH, RICARDA: MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 3.—5. Tausend. In Halbleinen M. 7.—.

HUCH, RICARDA: MICHAEL UNGER. Siebente Auflage. In Halbleinen M. 8.—.

HUCH, RICARDA: VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Sechste Auflage. Titel- und Einbandzeichnung von W. Tiemann. In Pappband M. 7.50.

HUCH, RICARDA: WALLENSTEIN. Eine Charakterstudie. 4.—6. Tausend. In Leinen M. 5.—.

HUCH, RICARDA: LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 6.—10. Tausend. In Pappband M. 6.50.

HUCH, RICARDA: DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 8.—.

HUCH, RICARDA: DAS JUDENGRAB. AUS BIMBOS SEELENWANDERUNGEN. Erzählungen. (Insel-Bücherei Nr. 193.) In Pappband M. 1.10.

HUCH, RICARDA: LIEBESGEDICHTE. (Insel-Bücherei Nr. 22.) In Pappband M. 1.10.

HUCH, RICARDA: LEBENSLAUF DES HEILIGEN WONNEBALD PÜCK. Erzählung. (Insel-Bücherei Nr. 58.) In Pappband M. 1.10.

HUCH, RICARDA: GOTTFRIED KELLER. (Insel-Bücherei Nr. 113.) In Pappband M. 1.10.

KALCKREUTH, WOLF GRAF VON: GEDICHTE. Aus dem Nachlaß herausgegeben. In Halbpergament M. 6.—.

KASSNER, RUDOLF: VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. In Leinen M. 4.50.



KASSNER, RUDOLF: DER INDISCHE GEDANKE. (Von der menschlichen Tiefe.) In Leinen M. 4.50.

KASSNER, RUDOLF: MELANCHOLIA. Zweite Auflage. In Leinen M. 7.—.

KASSNER, RUDOLF: DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen an einen Musiker. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. In Leinen M. 5.—.

KASSNER, RUDOLF: DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. Zweite Auflage. In Leinen M. 5.—.

KASSNER, RUDOLF: DIE CHIMÄRE. In Leinen M. 4.50.

KASSNER, RUDOLF: ZAHL UND GESICHT. Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 7.50.

KESSLER, HARRY GRAF: NOTIZEN ÜBER MEXIKO. In Pappband M. 8.—.

KLINGER, MAX: MALEREI UND ZEICHNUNG. 6. Auflage. Geheftet M. 2.—.

KNOOP, GERHARD OUCKAMA: DAS ELEMENT. Roman. In Pappband M. 4.50.

KNOOP, GERHARD OUCKAMA: GEDICHTE. In Halbpergament M. 3.50.

KNOOP, GERHARD OUCKAMA: SEBALD SOEKERS PILGERFAHRT. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 6.—.

KROMER, HEINRICH E.: GUSTAV HÄNFLING. Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. In Pappband M. 4.50.

MANN, HEINRICH: AUFERSTEHUNG. Novelle. (Insel-Bücherei Nr. 62.) In Pappband M. 1.10.

MERCEREAU, ALEXANDRE: WORTE VOR DEM LEBEN. Mit einem Nachwort von Stefan Zweig. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

MOMBERT, ALFRED: DIE BLÜTE DES CHAOS. Gebunden M. 5.—.

MOMBERT, ALFRED: DER GLÜHENDE. Gebunden M. 4.—.

MOMBERT, ALFRED: DER SONNE-GEIST. Gebunden M. 4.—.

MOMBERT, ALFRED: DER HIMMLISCHE ZECHER. Gebunden M. 2.50.

MOMBERT, ALFRED: AEON. Dramatische Trilogie.

I. Aeon der Weltgesuchte. Sinfonisches Drama. Gebunden M. 5.—.
II. Aeon zwischen den Frauen. Drama. Gebunden M. 5.—.
III. Aeon vor Syrakus. Drama. Gebunden M. 5.—.

MOMBERT, ALFRED: DER DENKER. Gedichtwerk. Gebunden M. 5.—.

MOMBERT, ALFRED: DIE SCHÖPFUNG. Gedichtwerk. Gebunden M. 6.50.

MOMBERT, ALFRED: TAG UND NACHT. Gedichte. Gebunden M. 4.—.

MUNK, GEORG: IRREGANG. Roman. 5.—7. Tausend. In Pappband M. 7.50.

MUNK, GEORG: DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. In Pappband M. 7.—.

NADEL, ARNO: ADAM. Drama in einem Vorspiel und vier Akten. In Leinen M. 5.—.

FRIEDRICH NIETZSCHES BRIEFWECHSEL MIT FRANZ OVERBECK. Herausgegeben von Dr. Richard Oehler und Carl Albrecht Bernoulli. Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 12.—.

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

PONTOPPIDAN, HENRIK: AUS JUNGEN TAGEN. Erzählung. (Insel-Bücherei Nr. 87.) In Pappband M. 1.10.

PONTOPPIDAN, HENRIK: HANS IM GLÜCK. Ein Roman. Aus dem Dänischen übertragen von Mathilde Mann. (Zurzeit vergriffen.)

PULVER, MAX: IGERNES SCHULD. Ein Kammerspiel in vier Akten. In Pappband M. 4.50.

PULVER, MAX: MERLIN. In Pappband M. 4.50.

RILKE, RAINER MARIA: DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. Zwei Bände. 8. bis 12. Tausend. In Pappbänden M. 10.—.

RILKE, RAINER MARIA: ERSTE GEDICHTE. 4.—6. Tausend. In Pappband M. 9.—.

RILKE, RAINER MARIA: DAS BUCH DER BILDER. Siebente Auflage. In Pappband M. 9.—.

RILKE, RAINER MARIA: DIE FRÜHEN GEDICHTE. Vierte Auflage. In Pappband M. 7.—.

RILKE, RAINER MARIA: NEUE GEDICHTE. Vierte Auflage. In Pappband M. 7.—.

RILKE, RAINER MARIA: DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. Dritte Auflage. In Pappband M. 7.—.

RILKE, RAINER MARIA: GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. Siebente Auflage. In Pappband M. 6.50.

[RILKE, RAINER MARIA:] DIE LIEBE DER MAGDALENA. Ein französischer Sermon des 17. Jahrhunderts. Ins Deutsche übertragen von Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. In Pappband M. 5.—.

RILKE, RAINER MARIA: REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) Dritte Auflage. In Pappband M. 3.—.

RILKE, RAINER MARIA: DAS STUNDENBUCH. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) 17.—21. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

RILKE, RAINER MARIA: DAS MARIENLEBEN. (Insel-Bücherei Nr. 43.) 31.—40. Tausend. In Pappband M. 1.10.

RILKE, RAINER MARIA: DIE WEISE VON LIEBE UND TOD DES CORNETS CHRISTOPH RILKE. (Insel-Bücherei Nr. 1.) 141.—160. Tausend. In Pappband M. 1.10.

RIMBAUD: LEBEN UND DICHTUNG. Übertragen von K. L. Ammer, eingeleitet von Stefan Zweig. Mit einem Bildnis Rimbauds in Heliogravüre. In Leinen M. 7.50.

SCHAEFFER, ALBRECHT: ATTISCHE DÄMMERUNG. In Pappband M. 4.50; in Halbleder M. 6.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: HEROISCHE FAHRT. In Pappband M. 4.50; in Halbleder M. 6.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: JOSEF MONTFORT. Erzählungen. In Pappband M. 7.50.

SCHAEFFER, ALBRECHT: DES MICHAEL SCHWERTLOS VATERLÄNDISCHE GEDICHTE. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 7.50.

SCHAEFFER, ALBRECHT: DIE MÜTTER. Ein ernstes Stück. In Halbpergament M 4.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Erzählung. In Pappband M. 6.—.

SCHEFFLER, KARL: DER GEIST DER GOTIK. Mit 102 Vollbildern. In Pappband M. 7.—.

SCHEFFLER, KARL: ITALIEN. Tagebuch einer Reise. Mit 118 ganzseitigen Abbildungen. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M. 15.—.

SCHEFFLER, KARL: HENRY VAN DE VELDE. Vier Essays. In Halbpergament M. 4.—

SCHEFFLER, KARL: WAS WILL DAS WERDEN? Ein Tagebuch im Kriege. In Pappband M. 5.—.

SCHLAF, JOHANNES: IN DINGSDA. (Insel-Bücherei Nr. 20.) In Pappband M. 1.10.

SCHLAF, JOHANNES: FRÜHLING. (Insel-Bücherei Nr. 49.) In Pappband M. 1.10.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: GESAMMELTE GEDICHTE. In Pappband M. 6.—.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: HAMA. Scherzhafte Gedichte und Erzählungen. In Pappband M. 3.—.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: UNMUT. Ein Buch Gesänge. In Pappband M. 4.—.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: HEILIG VATERLAND. Kriegsgedichte 1914. Geheftet 30 Pfennig.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: DEUTSCHE ODEN. (Insel-Bücherei Nr. 66.) In Pappband M. 1.10.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: ELYSIUM. Gedichte. (Insel-Bücherei Nr. 239.) In Pappband M. 1.10.

SEIDEL, WILLY: DER GARTEN DES SCHUCHÂN. Novellen. In Pappband M. 6.—.

SEIDEL, WILLY: DER SANG DER SAKÎJE. Roman aus dem heutigen Ägypten. 3.—5. Tausend. In Pappband M. 6.—.

STAUFFER-BERN, KARL: FAMILIENBRIEFE UND GEDICHTE. Herausgegeben von U. W. Züricher. Mit einem Selbstporträt des Künstlers. Geheftet M. 4.50; in Pappband M. 7.—.

STEIN, HEINRICH VON: GESAMMELTE DICHTUNGEN. Herausgegeben von Friedrich Poske. Drei Bände. Geheftet M. 8.—; in Halbleinen M. 12.—.

Inhalt: Die Ideale des Materialismus — Vermächtnis — Helden und Welt — Dramatische Bilder und Erzählungen.

STERNHEIM, CARL: DIE HOSE. Ein bürgerliches Lustspiel. 3. und 4. Tausend. In Pappband M. 5.—.

STERNHEIM, CARL: BÜRGER SCHIPPEL. Komödie in fünf Aufzügen. In Pappband M. 5.—.

STERNHEIM, CARL: DON JUAN. Eine Tragödie. In Halbleder M. 12.—.



STERNHEIM, CARL: DIE KASSETTE. Komödie in fünf Aufzügen. In Leinen M. 5.—.

STERNHEIM, CARL: DER SNOB. Komödie in drei Aufzügen. In Leinen M. 5.—.

STERNHEIM, CARL: ULRICH UND BRIGITTE. Ein dramatisches Gedicht. Zweite Auflage. In Leinen M. 5.—.

STREUVELS, STIJN: DER FLACHSACKER. Aus dem Flämischen übertragen von Severin Rüttgers. In Leinen M. 5.50.

STREUVELS, STIJN: DER ARBEITER. Erzählung, aus dem Flämischen übertr. von A. Kippenberg. (Insel-Bücherei Nr. 215.) In Pappband M. 1.10.

STRINDBERG, AUGUST: DIE LEUTE AUF HEMSÖ. Übertragen von Mathilde Mann. In Halbleinen M. 5.50.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: GEDICHTE UND SZENEN. In Halbpergament M. 4.50.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: NEUE GEDICHTE. In Halbpergament M. 4.50.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: DER VERBORGENE HERBST. Roman. Geheftet M 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

TEIRLINCK, HERMAN: JOHANN DOXA. Skizzen aus dem Leben eines Brabanter Gotikers. (Insel-Bücherei Nr. 217.) In Pappband M. 1.10.

TOLSTOI: ANNA KARENINA. Übertragen von H. Röhl. Zwei Bände. In Halbleinen M. 11.—.

TOLSTOI: AUFERSTEHUNG. Übertragen von Adolf Heß. In Halbleinen M. 5.50.

TOLSTOI: KRIEG UND FRIEDEN. Übertragen von H. Röhl. Drei Bände. In Halbleinen M. 16.50.

TSCHECHISCHE ANTHOLOGIE: VRCHLICKÝ, SOVA, BŘEZINA. (Österreichische Bibliothek Nr. 21.) In Pappband M 1.—.

ULLMANN, REGINA: FELDPREDIGT. (Insel-Bücherei Nr. 178.) In Pappband M. 1.10.

VELDE, HENRY VAN DE: ESSAYS. Mit Einband- und Titelzeichnung vom Verfasser. In Pappband M. 6.—.

VELDE, HENRY VAN DE: VOM NEUEN STIL. Mit Titelzeichnung vom Verfasser. In Halbpergament M. 5.—.

ELDE, HENRY VAN DE: AMO. (Insel-Bücherei Nr. 3.) In Pappband M. 1.10.

VERHAEREN. Drei Bände. Zweite Auflage. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. In Pappbanden M. 18.—.

Einzelausgaben:

VERHAEREN. Von Stefan Zweig. In Pappband M. 6.—; in Leder M. 9.—.

VERHAEREN: AUSGEWAHLTE GEDICHTE. Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M. 6.—; in Leder M. 9.—.

VERHAEREN: DREI DRAMEN (Helenas Heimkehr; Philipp II.; Das Kloster). Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M. 6.—.

VERHAEREN: DIE STUNDEN. Übertragen von Erna Rehwoldt. In Halbpergament M. 6.—.
Gedruckt auf der Ernst-Ludwig-Presse in Darmstadt.

VERHAEREN: DIE WOGENDE SAAT. Übertragen von Paul Zech. In Halbpergament M. 6.—.

VERHAEREN: DIE HOHEN RHYTHMEN. Übertragen von Johannes Schlaf. In Halbpergament M. 6.—.
Gedruckt auf der Ernst-Ludwig-Presse in Darmstadt.

VERHAEREN: HYMNEN AN DAS LEBEN. (Insel-Bücherei Nr. 5.) In Pappband M. 1.10.

VERMEYLEN, AUGUST: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4. bis 6. Tausend. In Pappband M. 6.—.

VERWEY, ALBERT: GEDICHTE. Ausgewählt und übertragen von Paul Cronheim. 1050 Exemplare. In Pappband M. 18.—.
Gedruckt auf der Cranach-Presse in Weimar.

VOLLMOELLER, KARL: PARCIVAL. Gedichte. (Insel-Bücherei Nr. 115.) In Pappband M. 1.10.

WALZEL, OSKAR: VOM GEISTESLEBEN DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS. Gesammelte Aufsätze. Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 12.—.

WALZEL, OSKAR: RICARDA HUCH. Ein Wort über Kunst des Erzählens. Geheftet M. 1.20; in Pappband M. 2.—.

WASSERMANN, JAKOB: DER LITERAT ODER MYTHOS UND PERSÖNLICHKEIT. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

WEIGAND, WILHELM: DER VERSCHLOSSENE GARTEN. Gedichte aus den Jahren 1901—1909. In Halbpergament M. 5.—.

WEIGAND, WILHELM: DER RING. Ein Novellenkreis. In Leinen M. 7.50.

WEIGAND, WILHELM: STENDHAL UND BALZAC. Essays. In Leinen M. 7.—.

WEIGAND, WILHELM: DIE FRANKENTHALER. In Halbleinen M. 5.50.

WEIGAND, WILHELM: WENDELINS HEIMKEHR. Eine Erzählung aus der Fremdenlegion. (Insel-Bücherei Nr. 167.) In Pappband M. 1.10.

WILDE, OSCAR: LEHREN UND SPRÜCHE FÜR DIE REIFERE JUGEND. (Insel-Bücherei Nr. 53.) In Pappband M. 1.10.

WILDE, OSCAR: DIE BALLADE VOM ZUCHTHAUS ZU READING. (Insel-Bücherei Nr. 220.) In Pappband M. 1.10.

WILDGANS, ANTON: ÖSTERREICHISCHE GEDICHTE 1914/15. In Pappband M. 1.—.

WINCKLER, JOSEF: EISERNE SONETTE. (Insel-Bücherei Nr. 184.) In Pappband M. 1.10.

YEATS, WILLIAM BUTLER: ERZÄHLUNGEN UND ESSAYS. Übertragen aus dem Irischen von Friedrich Eckstein. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

ZOLA, EMILE: DAS GELD. In Halbleinen M. 5.50.

ZWEIG, STEFAN: ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 3. und 4. Tausend. In Pappband M. 5.—.

ZWEIG, STEFAN: DAS HAUS AM MEER. Ein Schauspiel. In Pappband M. 4.50.

ZWEIG, STEFAN: JEREMIAS. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. 5.—7. Tausend. Geheftet M. 4.—; in Pappband M. 7.—.

ZWEIG, STEFAN: BRENNENDES GEHEIMNIS. Erzählung. (Insel-Bücherei Nr. 122.) In Pappband M. 1.10.

ZWEIG, STEFAN: DER VERWANDELTE KOMÖDIANT. In Halbleinen M. 3.50.

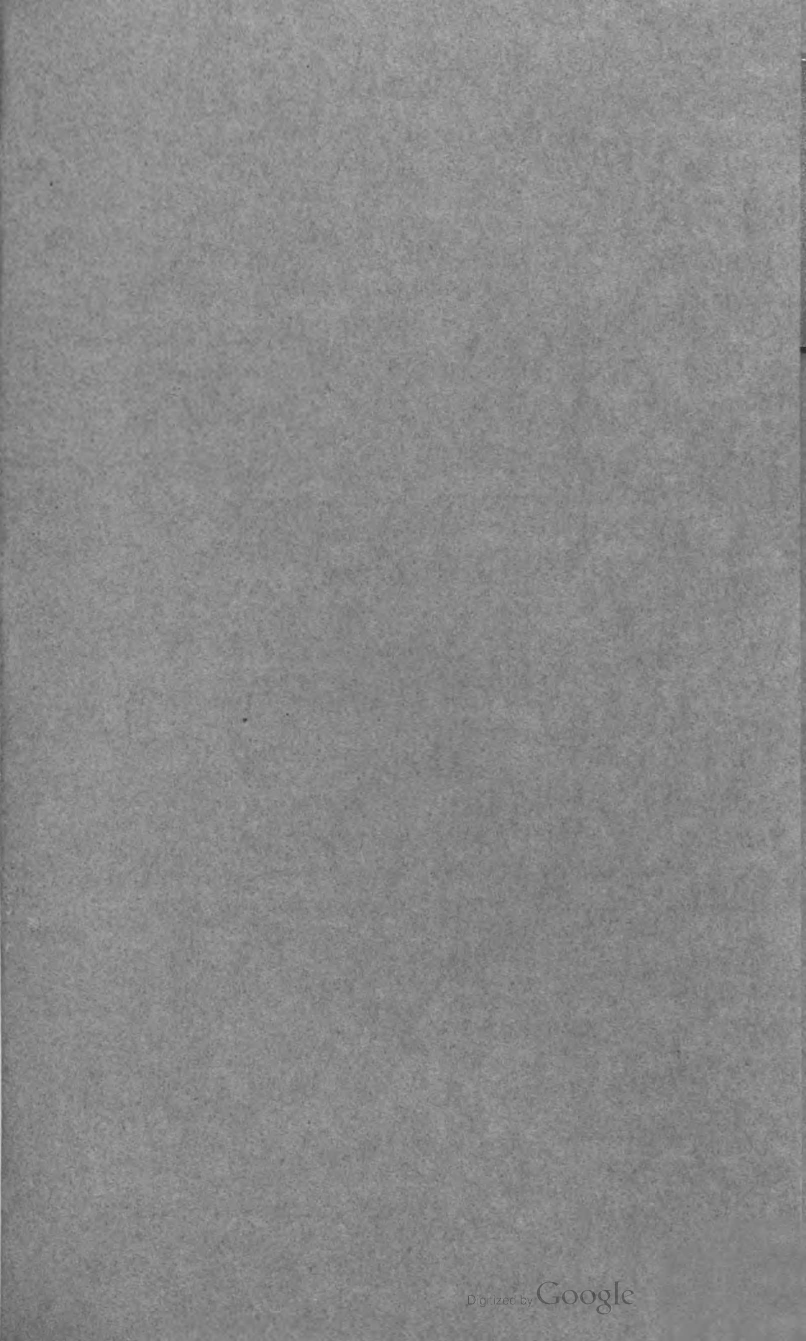
ZWEIG, STEFAN: TERSITES. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. In Halbpergament M. 5.—.

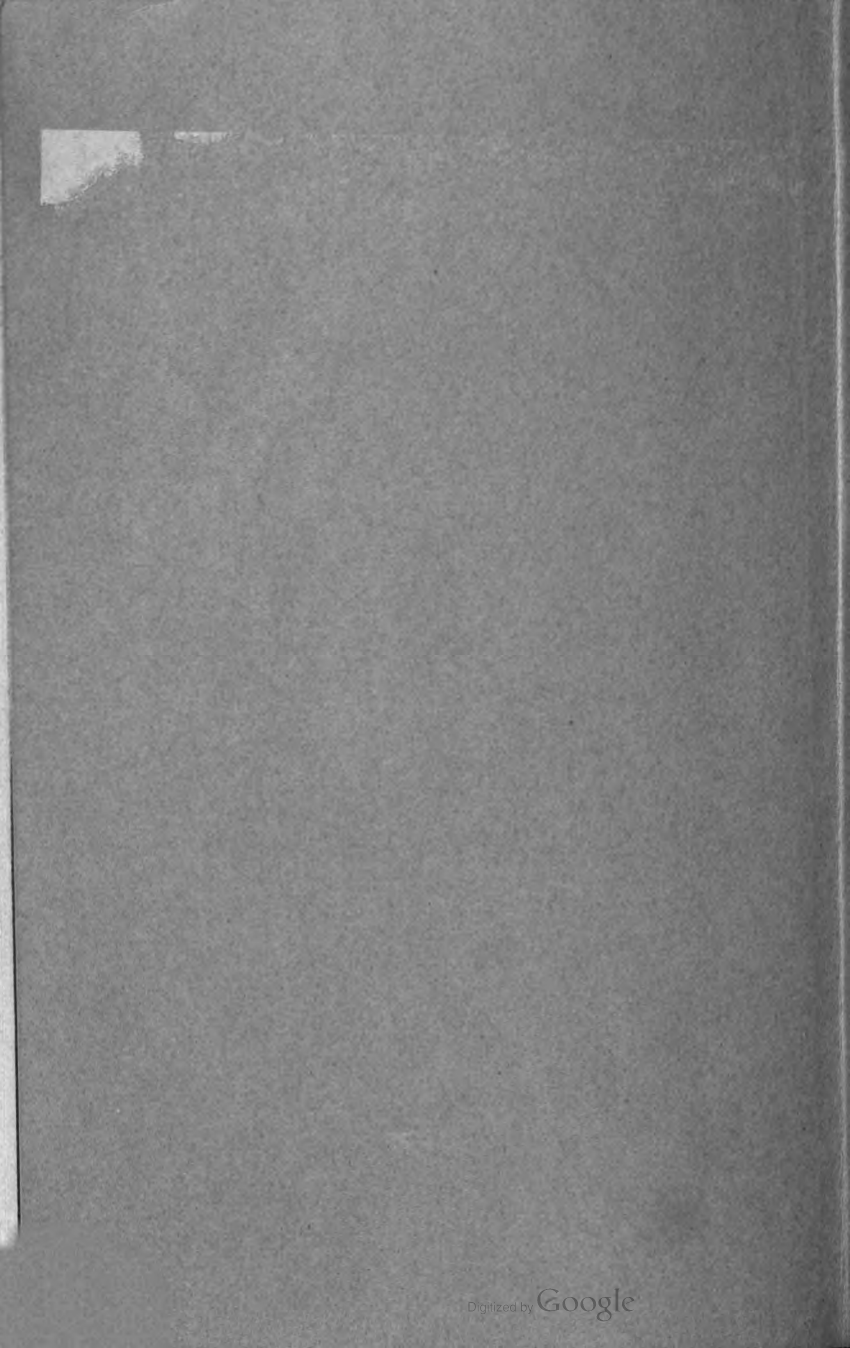
INHALT

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig
Den Umschlag zeichnete Walter Tiemann






Digitized by Google


Digitized by Google

